



Universität Potsdam

Barbara Rösch

Jüdische Geschichte und Kultur in Brandenburg

Lehrerhandreichung für Grundschulen



Jüdische Geschichte und Kultur in Brandenburg

Barbara Rösch

Barbara Rösch

Jüdische Geschichte und Kultur in Brandenburg

Lehrerhandreichung für Grundschulen

Universitätsverlag Potsdam

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Diese Publikation wurde gefördert mit freundlicher Unterstützung folgender Institutionen:

- F. C. Flick Stiftung gegen Fremdenfeindlichkeit, Rassismus und Intoleranz, Potsdam
- Moses Mendelssohn Zentrum für europäisch-jüdische Studien, Potsdam
- Leo Baeck Programm »Jüdisches Leben in Deutschland – Schule und Fortbildung«, eine gemeinsame Initiative der Freunde und Förderer des Leo Baeck Instituts e. V., des Fonds »Erinnerung und Zukunft« und der Gemeinnützigen Hertie Stiftung, Frankfurt a. Main
- Ernst-Ludwig Chambré-Stiftung zu Lich

Universitätsverlag Potsdam 2009

<http://info.ub.uni-potsdam.de/verlag.htm>

Am Neuen Palais 10, 14469 Potsdam

Tel.: + 49 (0) 3 31 – 9 77 – 46 23, Fax: – 46 25

E-Mail: verlag@uni-potsdam.de

Gestaltung: André Henze, Berlin

Druck: docupoint GmbH, Magdeburg

Papier: Innenteil: ResaO set weiß 100 g/m² (100% Altpapier, »Blauer Engel«-zertifiziert), Vor- und Nachsatz: PlanoColor Korallenrot,

Umschlag: Invercote G 260 g/m² (FSC-zertifiziert)

Schriften: Charter ITC Pro (Linotype), Calibri (MS Windows)

Im Auftrag des Moses Mendelssohn Zentrums für europäisch-jüdische Studien Potsdam

ISBN 978-3-940793-38-6

Verändert illustrierte Auflage online veröffentlicht

auf dem Publikationsserver der Universität Potsdam:

URL <http://pub.ub.uni-potsdam.de/volltexte/2008/2729/>

URN <urn:nbn:de:kobv:517-opus-27294>

[<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:kobv:517-opus-27294>]

	Vorwort	7
	Wozu jüdische Kultur und Geschichte in der Grundschule? Ein Plädoyer	9
Basisthema: Grundlagen des Judentums		15
	Lehrplanbezug.....	15
	Thematische Einführung.....	15
	<i>Mizwa, Tora und Talmud</i>	15
	<i>Gebete und Gebetszeiten</i>	20
	<i>Richtungen im modernen Judentum</i>	23
	Möglichkeiten für den Unterricht.....	27
2 Synagoge, Mikwe und Friedhof – Institutionen der jüdischen Gemeinde		35
	Lehrplanbezug.....	35
	Thematische Einführung.....	35
	Die Synagoge	36
	<i>Frauenempore oder egalitärer Minjan?</i>	39
	<i>Bar Mizwa und Bat Mizwa</i>	40
	Die Mikwe	42
	Der Friedhof.....	43
	Möglichkeiten für den Unterricht.....	48
3 Rosch haSchana und Chanukka – Das jüdische Jahr und seine Feste		55
	Lehrplanbezug.....	55
	Thematische Einführung.....	55
	Das jüdische Jahr	56
	Jüdische Feste – eine Auswahl	57
	Möglichkeiten für den Unterricht.....	72
4 Der Schabbat		81
	Lehrplanbezug.....	81
	Thematische Einführung.....	81
	Möglichkeiten für den Unterricht.....	87
5 Potsdam und Caputh – Regionalgeschichte am Bei- spiel ausgewählter Orte		95
	Lehrplanbezug.....	95
	Thematische Einführung.....	95
	Jüdische Geschichte Brandenburgs.....	96
	Jüdisches Leben in Brandenburg – am Beispiel Pots- dam und Caputh	107
	<i>Das jüdische Kinder- und Landschulheim Caputh – Paradies und Ort der Reformpädagogik</i>	112
	Möglichkeiten für den Unterricht.....	125
	Grundschritte zur Erforschung jüdischer Regionalgeschichte.....	130

6	Challe, Bagels und koschere Gummibärchen	
	Kaschrut und jüdische Küche.....	133
	Lehrplanbezug.....	133
	Thematische Einführung.....	133
	Koscher – was heißt das eigentlich?.....	134
	Kaschrut.....	134
	Möglichkeiten im Unterricht	139
7	Alef, Bet und Massel Tov: Hebräisch und Jiddisch – Sprache und Schrift.....	145
	Lehrplanbezug.....	145
	Thematische Einführung.....	145
	Hebräisch und Jiddisch – früher und heute.....	146
	»So ein Schlamassel – Hals- und Beinbuch!« –	
	Hebraismen in der deutschen Sprache.....	150
	Die hebräische Schrift – das Alef-Bet	153
	Namen hebräischen Ursprungs (Auswahl)	155
	Möglichkeiten im Unterricht	156
8	Ende und Anfang – Shoa, Widerstand und Neubeginn.....	167
	Lehrplanbezug.....	167
	Thematische Einführung.....	167
	Shoa und Nationalsozialismus – ein Thema für die Grundschule?	168
	<i>Thema Widerstand</i>	172
	Die Hachschara-Bewegung – Aktive Selbsthilfe....	173
	Neubeginn im Land Brandenburg.....	179
	Möglichkeiten für den Unterricht	186
	Anhang.....	191
	Jüdische Kultur und Geschichte in den Brandenburger Rahmenlehrplänen	191
	Rätselcke	194
	Adressen.....	199
	Literatur zur Geschichte und Kultur des Judentums – Eine Auswahl.....	204
	Bildnachweis	217

Vorwort

Wie lassen sich in der Grundschule die Grundlagen jüdischer Religion und Kultur vermitteln? Wie erhalten Kinder einen Einblick in die vielfältige kulturelle Bedeutung des europäischen Judentums? Welche Themen, Unterrichtsformen und Methoden eignen sich? Kann und soll der Holocaust / die Shoa thematisiert werden? Wo liegen die Anknüpfungspunkte zur aktuellen Lebenswelt der in der Regel nichtjüdischen Schülerinnen und Schüler?

Auf diese Fragen möchte die vorliegende Handreichung antworten. Doch nicht allein antworten, sondern überzeugen, dass Einblicke in die jüdische Kultur eine Bereicherung für den fachgebundenen wie fächerübergreifenden schulischen Unterricht darstellen. Wir möchten zeigen, dass es zahlreiche Anknüpfungspunkte im unmittelbaren Lebensalltag der Lernenden gibt und nicht zuletzt, dass die jüdische Geschichte wesentlicher Bestandteil der europäischen Geschichte ist: allein das erste Zeugnis einer jüdischen Gemeinde auf heutigem deutschen Boden, 321 n. Chr. in Colonia Agrippina, dem heutigen Köln, datiert noch vor der Völkerwanderungszeit.

Mit dieser Handreichung zum Thema jüdische Kultur und Geschichte liegt Brandenburgischen Grundschulen erstmals eine fachwissenschaftliche und didaktische Materialsammlung vor, die neue und anregende Zugänge zur Kenntnis und zum Verständnis der jüdischen Geschichte und Kultur eröffnen möchte. Wir möchten Lehrkräften Anreize und Impulse geben, sich Aspekten jüdischen Lebens zuzuwenden, ohne dass hierfür ein zusätzlicher Mehraufwand an inhaltlicher Unterrichtsvorbereitung erforderlich ist.

Im Zentrum der Handreichung steht eine Auswahl an Themen, die jeweils einen wesentlichen Aspekt jüdischer Religion, Kultur und Geschichte in Text und Bild darstellen. Jedes Thema ist fachwissenschaftlich aufbereitet, mit didaktischen und methodischen Anregungen sowie Hinweisen zu weiteren Anschauungsmaterialien (Kinderbücher, Literatur etc.) versehen und durch Vorschläge für eine mögliche Unterrichtsgestaltung in der Praxis anwendbar.

Die einzelnen Unterrichtsideen sind fächerübergreifend konzipiert, so dass sie sowohl im Sachunterricht, in Geschichte und brandenburgischer Regionalgeschichte thematisiert werden können als auch in LER. Dies gilt auch für die Förderschulen. Einige der Unterrichtsideen sind auf einen mehrstündigen Zeitraum angelegt, eignen sich demnach gut für Wochenplanarbeit und Projektunterricht. Die SchülerInnen haben dadurch die Möglichkeit, sich selbständig mit einem Sachverhalt zu

befassen, sie lernen eigene Fragen an die Thematik zu stellen und eigene Herangehensweisen zu bestimmen.

Grundlegender Ansatz der Handreichung ist neben der Schülerzentriertheit auch die differenzierte Darstellung jüdischer Geschichte für Kinder, die sich von der Fokussierung auf den Holocaust und der Festbeschreibung des jüdischen Volkes als Opfer distanziert. Die vielfältige jüdische Kultur, der Alltag von Kindern in verschiedenen Epochen sowie die erfolgreiche Mitgestaltung europäischer Geschichte, Kultur und Wirtschaft stehen im Mittelpunkt der Themenauswahl.

Zusätzlich finden Sie methodische Hilfsmittel und Empfehlungen für den Unterricht, z. B. Grundschritte zur Erforschung jüdischer Regionalgeschichte, Exkursionsvorschläge und im Anhang themenbezogene Rätsel, Hinweise auf regionale und überregionale Institutionen und Projekte zur jüdischen Kultur und Geschichte.

Ein ausführliches Verzeichnis weiterführender Sachliteratur sowie Kinder- und Jugendliteratur dient der Anregung und Vertiefung.

Wir hoffen, dass die Handreichung dazu beiträgt, neue Themenfelder zu erkunden und wünschen Ihnen und den SchülerInnen bei dieser Erkundung viel Freude.

Potsdam im März 2009

Barbara Rösch

Wozu jüdische Kultur und Geschichte in der Grundschule? Ein Plädoyer

Es gibt an deutschen Grundschulen gegenwärtig wohl kaum ein Kind, das noch nicht mit der dunkelsten Seite deutscher Geschichte konfrontiert wurde. Kaum einem Kind wird der Name Hitler unbekannt sein. In vielen Fällen verknüpfen Kinder mit diesem Namen die Vorstellung vom Mord an unvorstellbar vielen Juden. Durch Fernsehen, Internet, Lektüre und eventuell auch Gespräche mit Gleichaltrigen oder Erwachsenen besitzen Kinder hier in der Regel ein sehr unterschiedliches Wissen und Halbwissen. Über das Wesen und die vielfältige Kultur und Geschichte des Judentums jedoch wissen heutige nichtjüdische Kinder (und Erwachsene) vergleichsweise wenig. Ähnlich gering sind ihre Berührungspunkte mit jüdischen Kindern und Familien.

Demgegenüber befremdet, dass Antisemitismus und auch eine abwehrende Haltung gegenüber fremden Menschen in der Gesellschaft der Bundesrepublik gegenwärtig kein Tabu sind. Mehrjährige Beobachtungen belegen eine steigende Tendenz, die als Bedrohung eines friedlichen Zusammenlebens und der demokratischen Grundwerte ernst zu nehmen ist. Laut einer Studie des Instituts für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung der Universität Bielefeld stimmte beispielsweise im Jahr 2004 mehr als jede/r fünfte Befragte (21,5 Prozent) der Aussage, Juden hätten in Deutschland zuviel Einfluss, ganz oder teilweise zu. Dass »die Juden« durch ihr Verhalten »an ihren Verfolgungen« zum Teil mitschuldig seien, behaupteten immerhin 17,4 Prozent der Befragten.¹ Studien aus der Mitte der 1990er Jahre belegen, dass in Brandenburg 37 Prozent der männlichen Jugendlichen nicht bereit waren, einen Juden/eine Jüdin zum Freund/zur Freundin zu haben.²

Hintergrund dieser Meinungen sind zum großen Teil erhebliche Bildungsdefizite und eine weitgehende Unkenntnis der jüdisch-deutschen Geschichte und des Judentums an sich.

Dies kommt nicht von ungefähr: Die Thematisierung jüdischer Kultur und Geschichte im Unterricht ist den Lehrkräften der brandenburgischen Grundschulen gegenwärtig freigestellt. In den aktuellen Rahmenplänen

¹ Vgl. Heitmeyer, Wilhelm: Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit. Eine Langzeituntersuchung. Die theoretische Konzeption, Ausmaße und Trends aus 2002, 2003 und 2004 (Text zur Pressekonferenz am 2. 12. 2004 in Berlin), S. 7

² Vgl. Sturzbecher, Dietmar/Freytag, Roland: Antisemitismus unter Jugendlichen in Brandenburg und Nordrhein-Westfalen, in: Dies. [Hg.]: Antisemitismus unter Jugendlichen. Fakten, Erklärungen, Unterrichtsbausteine, Göttingen/Bern/Toronto/Seattle 2000, S. 76–152, hier S. 109.

ist – abgesehen von der Erwähnung des jüdischen oder islamischen Kalenders im Themenfeld »Zeit und Geschichte verstehen« im Sachunterricht der Klassen 3/43 – keine Unterrichtseinheit zum Thema Jüdische Geschichte und Kultur vorgeschrieben. Auch innerhalb des Geschichtsunterrichtes der Klassen 5/6, der seit dem Schuljahr 2004/2005 durch neue länderübergreifende Rahmenpläne geregelt ist, wird den Lehrkräften überlassen, das Judentum als eine der Religionen in der Antike zu behandeln – entweder bei der Thematisierung des Römischen Reiches im Themenfeld »Große Reiche und Kulturen im Mittelmeerraum« oder als eine von mehreren Wahlmöglichkeiten innerhalb des ohnehin fakultativen Themas »Das Erbe der Antike« – Variante B: »Errungenschaften der Antike«: »friedliches Neben- und Miteinander verschiedener Kulturen und Religionen (Hellenen, Ägypter, Juden).« Ein aktueller Bezug zur Lebenswelt der SchülerInnen ist hier zunächst nicht zu erkennen.

Im Fach Lebensgestaltung-Ethik-Religionskunde (LER), dessen Lehrplan während der Erstellung dieser Handreichung für das Schuljahr 2008/09 überarbeitet wurde, doch in Bezug auf die Thematisierung des Judentums unverändert bleibt, vermittelt in den Klassen 5/6 Grundkenntnisse zu den drei monotheistischen Religionen und wichtige Elemente des Christentums, Judentums oder des Islam. Eines der grundlegenden Ziele ist hierbei die Sozialkompetenz der Schülerinnen und Schüler. Sie sollen die Fähigkeit erwerben, respektvoll und kritisch mit anderen Menschen und deren Überzeugungen und Lebensweisen umzugehen.⁴ Die Auflistung dieser Punkte, wie es im Rahmenplan heißt, verweist allerdings nur auf Grundlagen und zentrale Inhalte. Anknüpfungspunkte inhaltlicher und didaktischer Art sowie jeweilige Konkretisierungen sind jedoch durch die Lehrkräfte zu erarbeiten und zu ergänzen – bedeutet also zusätzlichen Mehraufwand.

Die frühzeitige Vermittlung von Wissen über das Judentum als gleichberechtigte Kultur, Religion und Lebensweise ist demnach nicht im Brandenburger Rahmenplan für Grundschulen verankert, aber um so mehr erforderlich, um die Entstehung und Verstärkung von Vorurteilen, unbegründeten aber hartnäckigen negativen Vorstellungen von anderen Gruppen, zu verhindern oder zumindest zu begrenzen. Vorurteile beruhen auf der Unkenntnis der beurteilten, vorverurteilten Gruppen. Sie entstehen eben nicht durch persönlichen Kontakt, sondern werden in der Regel übernommen und dienen durch Ausgrenzen, Abwerten und Stigmatisieren von Menschen und Gruppen der Gruppenbildung und einem konstruierten positiven Selbstkonzept und Selbstwertgefühl. Durch Vorurteile und Feindbilder werden Machtansprüche und Machtpositionen

³ Vgl. http://www.bildung-brandenburg.de/fileadmin/bbs/unterricht_und_pruefungen/rahmenlehrplaene/grundschule/rahmenlehrplaene/pdf/GS-Sachunterricht.pdf, S. 43.

⁴ Vgl. http://www.bildung-brandenburg.de/fileadmin/bbs/unterricht_und_pruefungen/rahmenlehrplaene/grundschule/rahmenlehrplaene/pdf/GS-LER.pdf, S. 18f., 39.

legitimiert und gestützt. Kollektive und persönliche Ängste sowie Krisenstimmungen produzieren häufig Feindbilder.⁵ Bei psychischen Belastungen und Unterlegenheitsgefühlen wird mit ihrer Hilfe Frustration auf Minderheits-Gruppen oder vermeintlich schwache Personen projiziert. In Extremfällen entladen sich Vorurteile in Gewalt gegen Angehörige von sogenannten Fremdgruppen, die durch den Abbau von Frustration als Genuss wahrgenommen wird.⁶

Entwicklungspsychologisch gesehen ist der Prozess der Vorurteilsbildung im Alter von etwa zehn bis zwölf Jahren abgeschlossen. Bis dahin haben Kinder ihre subjektiven Urteilsbegründungen zunächst an Strafe, Autorität und Eigeninteressen orientiert, später an Gruppennormen und Gesellschaftsordnungen. Die Phase der Vorpubertät gilt auch als besonders sensible Phase für Anitäten zu extremen Ideologien. Im späten Jugendalter haben sich Vorurteile dann meist stabilisiert. Da, vereinfacht gesagt, besonders Menschen mit einem schwach ausgeprägten Selbstvertrauen anfällig für Vorurteile, Generalisierungen und Idealisierungen sind und damit häufig eine Neigung zu rechtsautoritären Denkstrukturen besitzen können⁷, muss es ein Ziel gerade des Grundschulunterrichts sein, nicht nur Wissen zu vermitteln, sondern das Selbstwertgefühl der SchülerInnen zu fördern und insbesondere die Fähigkeit zur Empathie und Perspektivübernahme frühzeitig einzuüben. Das bedeutet im Einzelnen:

- die Vermittlung von Grundkenntnissen über verschiedene Kulturen und deren Gleichberechtigung in der Gesellschaft
- die Förderung der Kommunikation und Solidarität innerhalb der Klassengemeinschaft durch verschiedene Sozial- und Arbeitsformen
- die Vermittlung von Schlüsselqualifikationen wie Team- und Kommunikationsfähigkeit
- die Förderung von Konfliktfähigkeit
- die Ermutigung zu Zivilcourage und eigener Meinung
- die Ermöglichung positiver Kontakte mit anderen Gruppen, Klassengemeinschaften, Schulen etc. mit gemeinsamem Ziel (z. B. Theateraufführung, Projekt)

5 Vgl. Bernhardt, Hans-Michael: Voraussetzungen, Struktur und Funktion von Feindbildern, in: Jahr, Christoph / Mai, Uwe / Roller, Kathrin [Hg.]: Feindbilder in der deutschen Geschichte. Studien zur Vorurteilsgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert (Reihe Dokumente, Texte, Materialien / Zentrum für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin 10), Berlin 1994, S. 9–24, hier S. 14.

6 Vgl. Freytag, Roland / Sturzbecher, Dietmar: Die Psychologie des Antisemitismus, in: Sturzbecher / Freytag [Hg.] (wie Anm. 2), S. 9–20, hier S. 20.

7 Vgl. Zick, Andreas: Psychologie des Rechtsextremismus, in: Sommer, Gert [Hg.]: Krieg und Frieden: Handbuch der Konflikt- und Friedenspsychologie, Weinheim u. a. 2004, S. 260–275, hier S. 268.

- Sensibilisierung für Ideologie und Mechanismen des Nationalsozialismus und anderer totalitärer Systeme
- Immunisierung gegen aktuelle totalitäre Systeme

Die Handreichung zur jüdischen Kultur und Geschichte will deshalb nicht nur Grundkenntnisse über wesentliche Elemente des Judentums, seiner Kultur und Geschichte vermitteln, sondern durch vielfältige Methoden, Unterrichtsbeispiele und neue Zugänge zum eigenständigen Arbeiten, zur selbstbestimmten Wissensaneignung und Methodenkompetenz anregen. Sie versteht sich darüber hinaus als ein Beitrag, Kinder und Jugendliche durch Wissen gegen mögliche Aktivitäten zu demokratiefeindlichen und radikalen Ansichten, wie die Abwertung von Minderheiten in der Gesellschaft und Fremdenfeindlichkeit, immun zu machen.

Weiterführende Literatur

Heid, Ludger / Welskopf, Rudolf: Gegen antijüdische Ressentiments in Schule und Lehre – zehn Unterrichtsbausteine, in: Sturzbecher, Dietmar / Freytag, Roland [Hg.]: Antisemitismus unter Jugendlichen. Fakten, Erklärungen, Unterrichtsbausteine, Göttingen Bern Toronto Seattle 2000, S. 173–214.

Jahr, Christoph / Mai, Uwe / Roller, Kathrin [Hg.]: Feindbilder in der deutschen Geschichte. Studien zur Vorurteilsgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert (Reihe Dokumente, Texte, Materialien / Zentrum für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin, Bd. 10), Berlin 1994.

Jüdisches Museum der Stadt Wien [Hg.]: Die Macht der Bilder. Antisemitische Vorurteile und Mythen (Ausstellungskatalog), Wien 1995.

Rieker, Peter [Hg.]: Der frühe Vogel fängt den Wurm!? Soziales Lernen und Prävention von Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit in Kindergarten und Grundschule. Deutsches Jugendinstitut, Arbeitsstelle Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit, Halle / Saale 2004.

Schoeps, Julius H. / Schlör, Joachim [Hg.]: Bilder der Judenfeindschaft. Antisemitismus, Vorurteile und Mythen, München 1995.

Sommer, Gert [Hg.]: Krieg und Frieden: Handbuch der Konflikt- und Friedenspsychologie, Weinheim u. a. 2004.

Hinweise für die Benutzung dieses Buches

- Es bietet sich an, jeder Themeneinheit das Basisthema »Grundlagen des Judentums« voranzustellen, um bei der Behandlung aller Themen auf Grundkenntnisse über das Judentum aufbauen zu können.
- Jedes Kapitel besteht aus:
 - einer wissenschaftlich fundierten thematischen Einführung
 - Anregungen für mögliche Unterrichtsgestaltungen
 - einer Unterrichtsidee
- *Kursiv* gesetzte Begriffe bezeichnen, wenn nicht anders angegeben, hebräische Begriffe und Namen.

- Die knappe und übersichtliche Darstellung der einzelnen Themen bedeutet in jedem Fall eine Vereinfachung und Reduzierung der Inhalte. Jedes Kapitel enthält deshalb Hinweise auf weiterführende und vertiefende Fachliteratur.

Basisthema:

Grundlagen des Judentums

Lehrplanbezug

Sachunterricht 3/4:

Themenfeld »Zusammen leben«: »Kulturelle Vielfaltigkeit, d. h. Menschen verschiedener Nationalitäten, Lebensweisen, Religionen etc. gehören in die Lebenswelt von Kindern«. Anforderung: kulturelle Vielfalt als persönliche Bereicherung wahrnehmen.⁸

LER 5/6:

Thema Weltbilder, Kulturen, Interkulturalität: Wahrnehmung der Verschiedenheiten der Weltansichten und Lebensweisen, Respekt vor religiösen und anderen Weltdeutungen, Achtung und Toleranz; Merkmale und Unterschiede unterschiedlicher Lebensweisen.

Thematische Einführung

Das Judentum ist eine monotheistische Religion – nach biblischer Erzählung entstanden mit Abraham aus Ur in Chaldäa, der um 1800 v. Chr. in das Land Kanaan zog, um den einen Gott zu finden. Juden verstehen sich und gelten als die Nachfahren des biblischen Volkes Israel und betrachten das Judentum vor allem als eine Lebensweise, die beinhaltet, sich mit Gedanken und Taten nach Gott und seinen Weisungen zu orientieren.

Nach orthodoxer Definition ist Jude / Jüdin, wer als Kind einer jüdischen Mutter geboren wird oder freiwillig das Judentum annimmt (*Gijur*, »Übertritt«). Im heutigen Judentum sind zahlreiche Richtungen vertreten, von liberal bis orthodox und ultraorthodox (s. u.). Sie zeichnen sich vor allem durch die unterschiedlich praktizierte Orientierung an der Hebräischen Bibel aus und durch die Einhaltung der dort festgelegten Gebote.

Mizwa, Tora und Talmud

Mizwot

Judentum und »Judesein« erschöpft sich nicht in der Zugehörigkeit zu einer Religion, sondern bedeutet die Erfüllung der göttlichen Gebote durch Handeln. Die Gebote, *Mizwot*, Sg. *Mizwa*, sind in der *Tora* (s. u.)

⁸ Vgl. Lehrplan: http://www.bildung-brandenburg.de/fileadmin/bbs/unterricht_und_pruefungen/rahmenlehrplaene/grundschule/rahmenlehrplaene/pdf/GS-Sachunterricht.pdf, S.39.

verzeichnet. Im Zentrum stehen die Zehn Gebote und das »Doppelgebot der Liebe«, die Liebe zu Gott und den Nächsten. Liebe zu Gott bedeutet die Einhaltung der Mizwot. Sowohl die Zehn Gebote als auch das »Doppelgebot der Liebe« wurden von der christlichen Lehre unverändert übernommen.

Der wichtigste Ort des jüdischen Glaubens ist traditionell die Familie. Dort werden die Speisegebote und Schabbatrituale, die Gebete und Segnungen der Kinder durch die Eltern praktiziert. Dort wirkt die Mutter traditionell als »Priesterin der Familie«.

Schma Israel

Der zentrale Glaubenssatz des Judentums ist das Gebet und Glaubensbekenntnis *Schma Israel*, »Höre Israel, der Ewige unser Gott ist ein einiges ewiges Wesen.« (5 Mose 6, 4). Es gilt als wichtigstes Gebet der jüdischen Liturgie und wird täglich gebetet.

Im Mittelalter, um 1200, wurde ein jüdisches Glaubensbekenntnis in dreizehn Glaubensartikel erstellt. Sein Verfasser ist der bedeutendste jüdische Gelehrte und Philosoph des Mittelalters, Moses ben Maimon (1135 in Cordoba – 1204 bei Kairo), auch Maimonides und nach den Anfangsbuchstaben seines Namens, Rabbi Moses ben Maimon, RaMBaM genannt. Das wissenschaftliche Werk des Maimonides hat nicht nur die Entwicklung des Judentums, sondern auch die europäisch-christliche Scholastik ausnehmend stark beeinflusst. Die 13 Glaubensgrundsätze, *Schloscha-Asar Ikarim*, wurden in den *Siddur*, das allgemeine jüdische Gebetbuch aufgenommen, gelten aber nicht im Sinne einer Dogmatik:

1. Zu glauben und zu wissen: Es gibt ein vollkommenes Sein, den Schöpfer, gepriesen sei Sein Name, den Herrn der Welt. Er ist der Ursprung aller Existenz. Alles, was existiert, ist von Ihm abhängig. Er aber ist vollkommen unabhängig.
2. Gott ist eine absolute und vollständige Einheit, eins und einzig.
3. Gott ist nicht materiell und nicht körperlich. Er ist nicht den Naturgesetzen unterworfen und kann mit menschlichen Sinnen nicht wahrgenommen werden.
4. Er war vor allem anderen. Er ist und wird in Ewigkeit sein.
5. Nur Ihm darf gedient werden. Seine Gebote und Sein Wille sind zu wahren. Keine anderen Existenzen (wie z. B. Engel und andere Naturkräfte) dürfen angebetet werden, denn sie sind von Ihm geschaffen worden.
6. Gott offenbart Seine Wünsche durch ausgewählte Menschen, auf verschiedene Art und Weise und zu verschiedenen Zwecken.
7. Moses Prophetie war die höchste Form der Prophetie. Er wurde von keinem anderen Propheten übertroffen und keiner kam ihm gleich.

8. Die gesamte Tora, welche von Moses dem Volk Israel gegeben wurde, wurde Moses von Gott gegeben. Es ist die wahre Tora.
9. Diese Tora ist ewig. Sie wird niemals geändert und niemals durch ein anderes Gesetz ersetzt werden.
10. Gottes Wissen ist absolut und allumfassend. Keine Existenz ist Ihm verborgen, denn Er sieht Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Alle Ursachen und Folgen sieht Er voraus.
11. Gott kontrolliert und überwacht die Welt, belohnt den Menschen für seine guten Taten und bestraft ihn für seine schlechten Taten. Der Hauptlohn wird in der kommenden Welt ausgezahlt.
12. Am Ende aller Tage wird Gott unseren Messias senden, aus dem Hause David. Er wird ein vollkommener König in einer vollkommenen Welt sein, und die Welt wird durch ihn errettet werden.
13. Gott wird die Toten auferwecken. Das bedeutet absolute Güte und Gerechtigkeit, welche alle Tränen wischt. Alles, was vernichtet und zerstört wurde, wird Er wieder aufbauen; diese Auferstehung wird an die Stelle des Todes treten.

Tora

Die *Tora* (»Unterweisung, Lehre«) ist die erste und heiligste Grundlage des Judentums und bezeichnet im engeren Sinne die fünf Bücher Mose, den Pentateuch (Genesis, Exodus, Levitikus, Numeri, Deuteronomium). In der Hebräischen Bibel werden die fünf Bücher Mose nach ihren jeweiligen Anfangsworten bezeichnet:

1. *Bereschit*, »Im Anfang«
2. *Schemot*, »[Das sind die] Namen«
3. *Wajikra*, »Und er rief«
4. *Bemidbar*, »In der Wüste«
5. *Dvarim* »[Das sind die] Worte«.

Bibel

Die hebräische Bibel ist die schriftliche Tora im weiteren Sinne. Sie wird auch *TaNaCh* genannt, nach den Anfangsbuchstaben ihrer drei wesentlichen Teile: Tora (fünf Bücher Mose), *Newi'im* (»Propheten«), *Ketuwim* (»Schriften«). Zu den *Ketuwim* zählen die Psalmen und Sprüche, Hiob und die fünf Schriftrollen (Hohelied, Rut, Klagenlieder, Prediger und Ester), die Bücher Daniel, Esra, Nehemia und die Bücher der Chronik.

In den fünf Büchern Mose sind 613 *Mizwot* enthalten, darunter 365 Verbote (365 Tage besitzt ein Jahr) und 248 Gebote (248 Glieder besitzt der menschliche Körper). Folglich ist die Tora jeden Tag zu beachten und verlangt den Einsatz des gesamten Menschen. Nach jüdischem Verständnis übt das Einhalten der *Mizwot* einen positiven Einfluss auf den Menschen und seine Umgebung aus.

Ein Großteil dieser Gebote bezieht sich allerdings auf den biblischen Tempeldienst oder auch die Vorschriften bei einer Ehescheidung und kann von der Mehrheit der Juden folglich nicht praktiziert werden.

Torarolle

Die handgeschriebene Tora ist für den Gebrauch in der Synagoge unerlässlich. Torarollen werden auch heute noch von ausgebildeten Toraschreibern gefertigt. Mit Gänsefedern wird der hebräische Text von Hand auf Pergamentbögen geschrieben, die aus der Haut rituell reiner Tiere angefertigt wurden. Die einzelnen Seiten werden mit speziellem Garn zu einer Rolle zusammen genäht. Damit sich alle Torarollen auf der Welt gleichen, sind die Anzahl der Buchstaben und Zeilen pro Spalte streng geregelt.

Die Tora ist in 54 Abschnitte, *Paraschot*, Sg. *Parascha*, eingeteilt. Jedem Schabbat des jüdischen Kalenders wurde eine bestimmte Parascha zugeteilt, deren Eingangsworte (oder andere prägnante Stichworte) dem jeweiligen Schabbat den Namen geben. An jedem Schabbatmorgen wird während des Gottesdienstes in der Synagoge ein Wochenabschnitt gelesen, so dass die gesamte Tora innerhalb eines jüdischen Kalenderjahres vollständig gelesen wird.

Der Talmud

Nach jüdischer Tradition wurde Mose mit der schriftlichen Tora auch eine mündliche Tora von Gott erteilt, die ebenso von Generation zu Generation mündlich überliefert und dabei den gegebenen Bedürfnissen im Laufe der Jahrhunderte vorsichtig angeglichen wurde.

Die mündliche Lehre, der *Talmud* (»Studium, Lehre«), ist die Zusammenstellung der verschiedenen Auslegungen der Tora, die von Rabbinen seit der Zeit der Propheten bis zum Ende des 5. Jahrhunderts n. Chr. verfasst wurde. Obwohl diese bewusst mündlich tradiert werden sollte,



*Toralesung an der
Klagemauer*

2006

um sich von der unveränderbaren schriftlichen Tora zu unterscheiden, wurde der Talmud dennoch schriftlich fixiert, um die umfangreiche geistige Erbschaft des Judentums für nachfolgende Generationen zu bewahren. Denn nachdem in Jerusalem im Jahre 70 n. Chr. der zweite Tempel von den Römern zerstört wurde und damit das Zentrum der jüdischen Religion, wurden die dortigen Juden aus dem Land vertrieben und siedelten sich in der Folgezeit in vielen Ländern der Welt, vor allem aber in den von den Römern eroberten Gebieten an.

Der Talmud ist das bedeutendste Werk jüdischer Traditionsliteratur und dient den Rabbinern als religionsgesetzliche Entscheidungsgrundlage. Es gibt zweierlei Arten des Talmud, den Jerusalemer oder palästinensischen Talmud (*Talmud Jeruschalmi*), der um 425 n. Chr. in Palästina zusammengestellt wurde und den ausführlicheren und bedeutenderen Babylonischen Talmud (*Talmud Bavlí*), der um 500 n. Chr. in Babylonien vollendet wurde.

Im Zuge antijüdischer Verfolgungen und misslingender christlicher Missionierungsversuche konfiszierte die Kirche seit Mitte des 13. Jahrhunderts bis ins 18. Jahrhundert zahlreiche Talmudausgaben, da man den Talmud als Kern jüdischen Selbstverständnisses erkannt hatte. Zum Teil wurden von der Kirche Talmudhandschriften auch verbrannt – erstmals 1242 in Paris, letztmals 1757 in Polen.

Bis auf den heutigen Tag nimmt das Studieren des Talmuds für orthodoxe Juden einen zentralen Stellenwert ein und bildet das Zentrum der jüdischen religiösen Hochschulen, der *Jeschiwot*, Sg. *Jeschiwa* (»Sitzen, Sitzung«).

Der Talmud besteht aus zwei Teilen, *Mischna* und *Gemara*:

Mischna

Die *Mischna* (»Wiederholung«) wurde in Hebräisch verfasst und vereint in sich die wichtigste Sammlung religionsgesetzlicher Überlieferungen in zweierlei literarischen Formen, den *Halachot* (»Gesetze, Wegweisungen«), den rabbinischen Einzelvorschriften und Diskussionen hierüber, und den *Haggadot* (»Erzählungen«), den erbaulichen, nicht-gesetzlichen Lehrstücken, Weisheitssprüchen und Beispielgeschichten.

Die *Mischna* besteht aus sechs Ordnungen (s. u.), die ihrerseits in Traktate aufgeteilt sind. Insgesamt gibt es 63 Traktate. Sie wiederum sind in Kapitel und diese in Abschnitte unterteilt. Jeder Abschnitt wird ebenfalls eine *Mischna* genannt und behandelt gesonderte Themenspektren.

1. *Seraim* (»Saaten«): Segnungen, Gebete, Gottesdienst und Gesetze, die die Landwirtschaft betreffen
2. *Moed* (»Festzeiten«): Schabbat, Fest- und Feiertage
3. *Naschim* (»Frauen«): Ehe- und Familiengesetzgebung (Verlobung, Hochzeit, Scheidung, Schwagerehe), Gelübde

4. *Nesikin* («Beschädigungen»): Zivil- und Strafrecht
5. *Kodaschim* («Heiliges»): Opfer- und Schlachtbestimmungen, Speisegesetze
6. *Taharot* («Reinheiten, taugliche Dinge»): kultisch-rituelle Reinheitsvorschriften

Gemara

Die Erweiterungen und Erklärungen zur *Mischna* werden als *Gemara* («Vollendung», »Vervollständigung«, »Vertiefung») bezeichnet. Sie sind zum großen Teil auf Aramäisch abgefasst und enthalten Interpretationen und Protokolle der rabbinischen Diskussionen über einzelne Mischna-Bestimmungen. Ihre inhaltliche Struktur entspricht den sechs Ordnungen der Mischna und enthält ebenso *Halachot* und *Haggadot*, wobei die *Halachot* den Hauptanteil bilden.

Schulchan Aruch

Eine übersichtliche Zusammenfassung des Talmud wurde 1564 / 65 publiziert. Unter dem Namen *Schulchan Aruch* («Gedeckter Tisch») erstellte sie Joseph Caro (1488 Toledo – 1575 Safed) als Kompendium des jüdischen Rechts und Ritualgesetzes. Der Schulchan Aruch gilt dem gesetzestreuen Judentum bis heute als zentraler Rechtskodex.

Gebete und Gebetszeiten

Im Judentum besitzen Gebete und Gebetszeiten eine zentrale Bedeutung. Sie sind in zweierlei Gebetbüchern festgehalten: Der *Siddur* («Ordnung»), das Gebetbuch für den alltäglichen privaten Gebrauch, enthält oft auch die Psalmen (*Tehillim*); das Gebetbuch für die Festtage, der *Machzor* («Wiederholung»), wurde traditionell oft mit reichen Verzierungen und kostbaren Kalligraphien geschmückt.

Die Sprache der Gebete ist Hebräisch. Wer nicht Hebräisch lesen kann, darf in einer Übersetzung beten. Das *Schma*, das zentrale Glaubensbekenntnis, darf jedoch nur auf Hebräisch gebetet werden. Die Gebetsrichtung ist Osten.

Religiöse Juden – Männer wie Frauen – beten drei Mal täglich. Dadurch gliedert sich der Tagesablauf durch die Gebetszeiten: Während der frühen Morgendämmerung oder beim Aufwachen wird das Morgengebet (*Schacharit*) gebetet, zur Mittagszeit oder am Nachmittag das Nachmittagsgebet (*Mincha*) und abends das Abendgebet (*Maariv*).

Das zentrale jüdische Glaubensbekenntnis ist das *Schma Israel* («Höre Israel»). Es wird täglich beim Aufstehen und Zubettgehen gebetet und vor dem Tod. Das *Schma Israel* ist das älteste Gebet. Es wurde bereits im Babylonischen Exil, als der erste Tempel von den Babyloniern zerstört wurde, als Zentrum des damaligen Gebetsdienstes gebetet, der zu

den gleichen Tageszeiten wie der einstige Tempeldienst in Jerusalem stattfand.

Das **Kaddisch** (aramäisch »Heiligung«) ist das Gebet zum Gedenken an die Toten und zum Lob Gottes. Es ist Teil jedes Gottesdienstes und kann nur in der Gemeinde, das heißt innerhalb eines *Minjans*, einer Gemeinschaft von mindestens zehn religionsmündigen Männern über 13 Jahren, gesprochen werden.

Das **Achtzehnergebet**, auch *Schmone-essre* (»18«) oder *Amida* genannt, weil im Stehen (*amad*) gesprochen, wird an Wochentagen gebetet. Es war das ursprüngliche Kerngebet des Gottesdienstes, wird erstmals im 9. Jahrhundert erwähnt und enthält 19 Segenssprüche – ein Segensspruch wurde später hinzugefügt – sowie Bitten für den einzelnen Tag.

Tallit

Beim Morgengebet, an Schabbat und den Festtagen tragen orthodoxe männliche Juden traditionell auch einen *Tallit* und *Tefillin*.

Der Tallit ist ein viereckiger Gebetsmantel aus meist weißer Wolle mit schwarzen oder blauen Streifen, in den man sich beim Morgengebet und Gebet in der Synagoge hüllt, als Symbol für den lebenslangen Schutz Gottes. An jeder der vier Ecken des Schals hängen sogenannte Schau-fäden, *Zizit*, die auf eine besondere Art geknotet sind und an die 613 Gebote und Verbote der Tora erinnern. Manche Männer tragen unter ihrem Obergewand auch einen kleinen Tallit, *Tallit katan* oder *Arba Kanfot* genannt, der aus einem viereckigen Tuch mit einer Kopföpfung besteht und Schau-fäden, die sichtbar getragen werden sollen.

Tefillin

Die *Tefillin* sind zwei lederne Gebetsriemen, an welchen jeweils ein kleines Lederkästchen befestigt ist. Darin sind auf Pergament geschriebene Auszüge aus der Tora enthalten. Tefillin werden in der Regel von männ-



Tallit und Tefillin

Das Schofar ertönt;
Rosch haSchana in
der Synagoge
Joachimsthaler
Straße
Berlin 1999

Tefillin-Legen zum Gebet.

Bet Debora.
Tagung europäischer Rabbinerinnen, Kantorinnen et. al.
Berlin 1999



lichen Juden ab 13 Jahren beim Gebet in der Synagoge und zuhause angelegt. Ein Gebetsriemen wird um den linken Arm gewickelt, der anderen um den Kopf, so dass sich die Lederkapsel mit den Schriftauszügen oberhalb der Stirn befindet.

In egalitären Bewegungen ist es heute auch für Frauen üblich, Tallit und Tefillin zu tragen.

Kippa

Viele vor allem männliche Juden tragen während des Gebetes und Studiums der Heiligen Schriften eine Kopfbedeckung, eine kleine runde *Kippa*. Die *Kippa*, Pl. *Kippot*, symbolisiert die Demut und Ehrfurcht vor Gott. Sie ist ein sichtbares Zeichen der Begrenzung des Menschen vor Gott, jedoch weder in der Bibel noch im Talmud vorgeschrieben. Den Kopf beim Gebet zu bedecken ist orientalischen Ursprungs und wurde von aschkenasischen Juden erst im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts praktiziert. Orthodoxe Juden hingegen tragen von Kindesbeinen an tagsüber eine Kopf-



Kippot
2007

bedeckung, da sie wortgemäß nach der Tora leben und zu vielen Gelegenheiten *Brachot*, Sg. *Bracha*, Segenssprüche, beten. Das Tragen der Kippa im Alltag bedeutet aber auch für viele liberale und konservative Juden ein ö entliches Bekenntnis zum Judentum.

Menora

Zu den bekanntesten Symbolen des Judentums zählt die *Menora* («Leuchter»), der siebenarmige Leuchter. Als Kultgerät aus getriebenem Gold stand er in der Stiftshütte, dem *Mischkan*, einem laut Tora tragbaren zusammenlegbaren Heiligtum (2 Mose 25, 31–40), und später im zweiten Tempel in Jerusalem, der 70 n. Chr. von den Römern zerstört wurde. Der Tempelleuchter wurde schon in der Antike zu einem beständigen jüdischen Symbol und erscheint auf Münzen aus dem 1. Jahrhundert v. Chr., als Steinrelie , in Mosaiken und in der Grabkunst. Die Menora als Lebens- und Lichterbaum, von einem Löwenpaar bewacht, ist ein häufiges Motiv in der jüdischen Kunst des Spätmittelalters. Seit der Barockzeit ist die Menora auch Motiv im Kunstgewerbe, besonders im Toraschmuck. Das Staatswappen Israels trägt die Menora seit 1948 als Symbol des jüdischen Volkes.

Richtungen im modernen Judentum

Zu keiner Zeit bildete das Judentum eine einheitliche Gemeinschaft. Schon im ersten Jahrhundert n. Chr. existierten verschiedene Strömungen selbständig nebeneinander, wie Sadduzäer, Pharisäer u. a. Jüdische Tradition bestand stets aus einer pluralistischen Vielfalt an Interpretationsrichtungen.

Das moderne Judentum entstand mit der Aufklärung und vereint in sich Gruppierungen verschiedenster Couleur: von extrem liberal bis ultra-orthodox, von glaubenslos bis chassidisch. Es existiert keine zentrale oder oberste Glaubensbehörde. Die Zugehörigkeit zu einer Gruppe bestimmt allein die persönliche Auffassung, Lebensweise und Verbindung zu Gleichgesinnten. Das Amt des Rabbiners besteht heute in der geistig-spirituellen Führung einer Gemeinde und kennzeichnet sich vor allem durch Predigten und Seelsorge.

Nach orthodoxer Definition ist nur Jude oder Jüdin, wer eine jüdische Mutter hat oder freiwillig zum Judentum übertritt. Gegenwärtig ist ein Anstieg an Mischehen zwischen jüdischen und nichtjüdischen PartnerInnen weltweit zu beobachten. Das Judentum ist in der Gegenwart durch folgende Richtungen vertreten:

Reformjudentum

Die Reformbewegung, Anfang des 19. Jahrhunderts in Deutschland entstanden, war eine Antwort auf die Aufklärung und die Emanzipation der Juden in Westeuropa. Sie ist die erste moderne Interpretation des Judentums und wird daher auch »progressives Judentum« genannt. Aufgrund wissenschaftlicher Bibelforschung wies das Reformjudentum die Idee der göttlichen Inspiration der Tora zurück und schrieb ihre Verfasserschaft Menschen zu, die von Gott inspiriert sind. Das Reformjudentum betrachtet deshalb die Ritualgesetze als lehrreich und inspirierend, aber nicht als bindend. Man unterscheidet kritisch zwischen ewig gültigen und zeitlich überholten religiösen Wahrheiten. Dies wird in der Regel der / dem Einzelnen oder der jeweiligen Gemeinde freigestellt. Die Erwartung eines persönlichen Messias wird verneint.

Der erste Vertreter der Reformbewegung, die sich um die bürgerliche Gleichstellung der Juden bemühte, war Israel Jacobson (1768– 1828). Er gründete in Seesen 1801 eine jüdische Freischule, um Kindern neben religiösen erstmals auch weltliche Inhalte zu lehren und eröffnete 1810 eine Ausbildungsanstalt für Lehrer und Rabbiner. Die Gottesdienstliturgie wurde durch die Einführung der deutschen Sprache sowie der Orgel und des gemischten Chores reformiert. Mädchen und Jungen stand nun die Konfirmation in der Synagoge offen – als Ersatz für die nur Jungen zustehende *Bar Mizwa* (»Sohn des Gebots«), die Vorbereitung und Feier der Religionsmündigkeit. Im Progressiven Judentum herrscht Gleichberechtigung zwischen Männern und Frauen. 1935 wird Regina Jonas (1902 Berlin – 1944 Auschwitz) als weltweit erste Rabbinerin ordiniert. Heute sind 30 Frauen in Europa als Rabbinerinnen tätig.

Konservatives Judentum

Das konservative Judentum entstand Mitte bis Ende des 19. Jahrhunderts in Europa. Die Begründer, die Rabbiner Michael Sachs (1808–1864), Zacharias Frankel (1801–1875) und Solomon Schechter (1847–1915), suchten einen Mittelweg zwischen Reformjudentum und Orthodoxie. Ihr Ziel war es, Tradition und Wandel zu vereinen. Demnach wird die *Halacha*, das jüdische Religionsgesetz, in ihrer historischen Entwicklung verstanden und erforscht, aber an die Herausforderungen der Gegenwart adaptiert. Es gibt im Konservativen Judentum keine einheitlich vorherrschende Gottesvorstellung, die Tora gilt nicht als unveränderliches Wort Gottes, aber als göttlich inspiriert. Die hebräische Sprache wurde in den Gebeten beibehalten. Eine wesentliche Rolle spielt der religiös motivierte Zionismus. Israel gilt als geistiges Zentrum für das Judentum in der Welt; wenn intensive jüdische Bildung gewährleistet ist, wird ein Leben in der Diaspora jedoch bejaht. Mischehen mit nichtjüdischen PartnerInnen sind ohne Übertritt des nichtjüdischen Teils zum Judentum nicht möglich.

Frauen werden in konservativen Synagogen zur Toralesung aufgerufen und zum *Minjan* gezählt. Die Ordination von Frauen als Rabbinerinnen ist seit 1984 möglich. Das konservative Judentum ist heute vor allem in den USA vertreten.

Rekonstruktionismus

Diese jüngste religiöse Strömung wurde in den 1920er Jahren von Mordecai Kaplan (1881–1983) in den Vereinigten Staaten gegründet und versteht sich als Erneuerungsbewegung und Ergänzung zum konservativen Judentum. Das Judentum wird als eine sich stetig entwickelnde religiöse Zivilisation definiert: Spezifisch jüdische Zivilisation besteht aus jüdischer Kunst, Musik und Sprache, doch erst die Religion verleiht dem Leben Bedeutung. Die Tora wird nicht als Zeugnis des göttlichen Wortes, sondern als Zeugnis menschlicher Suche nach Gott verstanden. Bräuche werden gehalten, modifiziert oder abgelehnt. Die *Halacha* ist Richtschnur aber nicht uneingeschränkt verpflichtend. Gott wird als lebensgebende Macht, Energie oder Prozessgeschehen verstanden. Der Rekonstruktionismus begründete die ö entliche synagogale Feier der *Bat Mizwa* (»Tochter des Gebots«), die Vorbereitung und Feier der Religionsmündigkeit. 1968 wurde eine egalitäre Hochschule gegründet. Seit 1972 werden Frauen zu Rabbinerinnen ordiniert.

Das orthodoxe Judentum

Nach dem Verständnis des orthodoxen Judentums, auch »gesetzstreu« oder »toratreu« Judentum genannt, wurde die schriftliche und mündliche Tora am Sinai von Gott o enbart. Sie ist göttlichen Ursprungs, ewig und unveränderlich und die allein gültige Richtschnur für das tägliche Leben. Die Gebote der Tora müssen uneingeschränkt und unhinterfragt in ihrer traditionellen Form eingehalten werden. Das gesamte Leben wird als Gottesdienst verstanden und praktiziert. Männer und Frauen leben in streng vorgeschriebenen Rollenmustern. Mischehen mit nichtjüdischen Partnern gelten als unmoralisch und sind verboten. Ein Übertritt zum Judentum aus Gründen der Eheschließung wird verweigert. Verheiratete Frauen tragen das Haar unter Tuch oder Kappe verborgen, Knaben und Männer eine Kopfbedeckung sowie sichtbar die Schaufäden des *Tallits*, zur Mahnung an die göttlichen Gebote. Orthodoxe Juden betrachten sich selbst als wahre Juden, andere Strömungen seien Irrwege und ein Verrat an den Geboten Gottes.

Die Orthodoxie ist in zahlreiche Gruppierungen zersplittert, so lehnt die Ultra-Orthodoxie beispielsweise ein weltliches Studium mehrheitlich ab, sowie zahlreiche Neuerungen des modernen Lebens, etwa das Fernsehen, nicht jedoch den Computer, wenn er religiösen Studien dient. Die Neo-Orthodoxie hingegen, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts unter Samson Raphael Hirsch (1808–1888) in Deutschland entstand,

erlaubt weltliche Bildung und lehnt Dogmatismus ab. Im Gottesdienst wird die deutsche Sprache verwendet. Die unerlaubte kritische und historische Beurteilung der Bibel wird vermieden, Bibelexperten wird jedoch ein gewisser Interpretationsrahmen zugestanden. Die Integration in die allgemeine Gesellschaft ist der Neo-Orthodoxie ein Anliegen.

Chassidismus

Der Chassidismus, von *chased* (»fromm«), entstand im 18. Jahrhundert in Osteuropa. Er versteht sich nicht als Erneuerungsbewegung des Judentums, sondern wandte sich ursprünglich als charismatische Gegenbewegung gegen die schriftlastige Talmud-Gelehrsamkeit. Der Chassidismus verbindet das Torastudium mit lebendiger religiöser Spiritualität und war zunächst eine Volksbewegung. Das höchste chassidische Ideal ist die »Gottesversunkenheit«, in der viele alltägliche Handlungen zu religiösen Taten werden. Die Gruppierung um verschiedene *Zaddikim* (»Heilige«), Fasten und Askese sowie die Absonderung von nicht chassidischen Menschen spielen eine wichtige Rolle.

Literatur

Brum, Alexa/Heuberger, Rachel u. a. [Hg.]: Ich bin, was ich bin, ein Jude. Jüdische Kinder in Deutschland erzählen, Köln 1995.

Brum, Alexa/Heuberger, Rachel/Levy, Manfred/Staszewski, Noemi u. a. [Hg.]: Kinderwelten – ein jüdisches Lesebuch, Ill. v. Ami Blumenthal, Eichenau 1996.

de Vries, S. Ph.: Jüdische Riten und Symbole, Reinbek b. Hamburg 1990.

Dunker, Ulrich/Livné-Freudenthal, Rachel: Juden in Preußen. Ein Kapitel deutscher Geschichte (Ausstellungskatalog), hg. v. Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz, Dortmund 1981.

Galley, Susanne/Hoba, Katharina/Kurths, Anja/Völkening, Helga: Die Hebräische Bibel. Eine Einführung (Abenteuer Wissen 1), Berlin 2004.

Grözinger, Karl Erich: Jüdisches Denken. Theologie – Philosophie – Mystik (2 Bde.), Frankfurt/M. 2004/2005.

Herlitz, Georg/Kirschner, Bruno [Hg.]: Jüdisches Lexikon. Ein enzyklopädisches Handbuch des jüdischen Wissens in vier Bänden, Berlin 1927–1930.

Kaufmann, Uri: Kleine Geschichte der Juden in Europa (Pocket Thema), Berlin 2003.

Navé Levinson, Pnina: Einblicke in das Judentum, Paderborn 1991.

–: Was wurde aus Saras Töchtern? Frauen im Judentum, Gütersloh 1993.

Rosenthal, Gilbert S./Homolka, Walter: Das Judentum hat viele Gesichter. Die religiösen Strömungen der Gegenwart, München 1999.

Schoeps, Julius H. [Hg.]: Neues Lexikon des Judentums, Red. des Moses Mendelssohn Zentrums Potsdam, überarbeitete Neuauflage, Gütersloh 2000.

Stemberger, Günter: Der Talmud. Einführung Texte Erläuterungen, München 1982.

–: Einleitung in Talmud und Midrasch (8. bearb. Aufl.), München 1992.

Stern, Marc: Was ist Judentum? Die häufigsten Fragen und ihre Antworten, Frankfurt/M. 2001.

Tora New'im Ketuwim. Die vierundzwanzig Bücher der Heiligen Schrift. Nach dem Masoretischen Text, übersetzt von Leopold Zunz, Tel Aviv 1997 [hebr./dt.].

Trepp, Leo: Die Juden. Volk, Geschichte, Religion, Reinbek b. Hamburg 1998.

... und etwas Vergnügliches:

Sfar, Joann: Die Katze des Rabbiners (Comic, 4 Bde.), Berlin 2004 / 2006.

Bd. 1: Die Bar-Mizwa; Die Katze des Rabbiners

Bd. 2: Malka, der Herr der Löwen

Bd. 3: Exodus

Bd. 4: Das irdische Paradies

Möglichkeiten für den Unterricht

- Thementisch mit gegenständlichen Lernmitteln zur Anschauung, mit Kinder- und Jugendlexika, Sachbüchern zum Thema Judentum, einem Atlas, vergrößerten Bildern zum Thema, Bildbände zum Judentum
- Erschließung durch Imitieren von Handlungsabläufen, um sie nachvollziehend zu verstehen (*Tallit*)
- Herstellen von didaktischem Unterrichtsmaterial durch die Lernenden: Memories, Kreuzworträtsel, Würfelspiele mit Fragen
- Lernen durch Spielen (Ratespiele, selbst angefertigte Brettspiele), szenische Darstellung gelesener Lektüre
- Ein einfaches Lied in hebräischer Sprache lernen, z. B. *Schalom Chaverim* (Text und Melodie s. u.)
- Freies Assoziieren der SchülerInnen z. B. zu unbekanntem Gegenständen
- Geschichten und Biographien bekannter oder unbekannter jüdischer Persönlichkeiten entdecken lassen
- Vertiefung durch Malen nach Phantasie
- Besuch thematisch aktueller Stätten, z. B.: jüdische Gemeinden in Brandenburg/Havel, Königs Wusterhausen, Oranienburg, Cottbus, Frankfurt/Oder oder Potsdam, Besuch evtl. der jüdischen Abteilung eines Heimatmuseums.
- Das Jüdische Museum Berlin besitzt eine eigene Bildungsabteilung mit Konzepten für Schulklassen im Museum und bietet spezielle Führungen für Kinder und Jugendliche an.
- Rituale innerhalb der Klassengemeinschaft zur Einstimmung auf das Thema (z. B. Vorlesen eines Kapitels aus einem thematisch geeigneten Buch)
- Zusammenarbeit mit dem Fach Deutsch: Klassenlektüre zum Thema
- Abschließende Präsentation des Erarbeiteten durch die Lernenden (Collagen, Kurzvorträge, Gemeinschaftsarbeiten etc.)

Der Thementisch

Die Vorbereitung eines Thementisches erscheint anfangs mühsam, wird aber schnell zur Routine und ist für den Unterricht und das selbsttätige und entdeckende Lernen so gewinnbringend, dass Lehrkräfte und Lernende in der Regel darauf nicht mehr verzichten wollen.

Auf den Thementisch kommen im Laufe der Arbeitsphase auch alle Dinge, Bücher, Zeitungsausschnitte etc., die die SchülerInnen sammeln sowie Ergebnisse von Schülerarbeiten, ein Plakat mit Schülerfragen, Bilder, Zeitleisten, entstehende Plakate zum Thema. Der Thementisch hat den Vorteil, dass dort alle Materialien und Bücher etc. verfügbar und grü bereit sind. Er ist ein kommunikativer Ort, erinnert an die Thematik, erlaubt die Auswahl aus vielfältigen Materialien und die Bestimmung eigener Herangehensweisen sowie die Wahl der ArbeitspartnerInnen und Arbeitsformen.

Für die Arbeit mit dem Thementisch sind zuvor festgelegte Verhaltensregeln nötig (Arbeitsatmosphäre, Umgang mit Büchern und Materialien, Aufräumen). Arbeiten mit dem Thementisch eignen sich für Wochenplan- oder Tagesplanarbeiten mit verpflichtenden, offenen und differenzierenden Arbeitsaufträgen. Die Arbeitsphase erlaubt die Unterbrechung für Nachfragen und etwaige Hilfestellungen, zur Vermeidung von Missverständnissen, zum Besprechen von Schwierigkeiten.⁹

Gemäß den Vorgaben des bisherigen LER-Lehrplans ...¹⁰

... ist Unterricht in der Grundschule mehr als das Lernen im Fach. Anknüpfend an das Weltverstehen der Schülerinnen und Schüler gehören auch **fachübergreifender** und **fächerverbindender** Unterricht dazu. Im fächerverbindenden Unterricht werden Inhalte, Denkweisen und Methoden unterschiedlicher Fächer miteinander in Beziehung gesetzt, um zu einem umfassenderen Verstehen zu gelangen. Dadurch wird auch die Anwendung des Gelernten in anderen Zusammenhängen unterstützt. Das reflektierte und produktive Nutzen von Medien aller Art im Unterricht befähigt Schülerinnen und Schüler, Medienangebote zunehmend selbstständig auswählen, eigene Medienbeiträge gestalten, verbreiten sowie kritisch bewerten zu können. Medien im Unterricht sind in den meisten Fächern Werkzeuge zum Lernen, in einigen Fächern aber auch Gegenstand des Lernens selbst. Sie erleichtern es, die Lebenswirklichkeit der Schülerinnen und Schüler in das schulische Lernen einzubeziehen. Der

⁹ Vgl. Rohrbach, Rita: Langsames Loslassen Teil II: das Schulbuch ergänzen durch Lernarrangements, in: Rohrbach, Rita/Bergmann, Klaus: Chance Geschichtsunterricht. Eine Praxisanleitung für den Notfall, für Anfänger und Fortgeschrittene (Methoden historischen Lernens – Wochenschau Geschichte), Schwalbach/Ts. 2005, S. 55–89, hier S. 62–64, 72f., 75.

¹⁰ Zit. n. Lehrplan LER 5/6: http://www.bildung-brandenburg.de/fileadmin/bbs/unterricht_und_pruefungen/rahmenlehrplaene/grundschule/rahmenlehrplaene/pdf/GS-LER.pdf, S. 12f.

Einsatz von Computer und Internet ermöglicht darüber hinaus differenzierte bzw. individualisierte Lernangebote.

Ein Stundenplan mit der Einteilung nach der starren 45-Minuten-Einheit wird den beschriebenen Anforderungen an das Lernen und Unterrichten oft nicht gerecht. Für die unterschiedlichen Aufgaben im Unterricht sind jeweils spezifische organisatorische Lösungen zu entwickeln. Diese können z. B. sein: das Lernen an Stationen, die Einbindung von Werkstatt-, Projekt- oder Freiarbeit, aber auch von Morgenkreis, Mahlzeiten, Bewegungs- und Entspannungsaktivitäten in die Tages- oder Wochenplanung. Auch die Gliederung des Schultages in größere Blöcke, die Aufgliederung des Unterrichts zwischen Klassenverband und Kleingruppen zur Differenzierung, die Organisation von Hilfs- und Unterstützungssystemen für das Lernen sowie mit den Schülerinnen und Schülern gemeinsam entwickelte Regeln, z. B. für das Zusammen-Leben und Zusammen-Arbeiten in der Grundschule, können einen verlässlichen Orientierungsrahmen schaffen und eine Atmosphäre der Zufriedenheit und Lebensfreude in der Grundschule unterstützen. Zudem unterstützt Rhythmisierung die Ausbildung von Konzentrations- und Leistungsfähigkeit.

In der Praxis bedeutet fächerverbindendes Lernen, dem engen 45-Minuten Gerüst zu entkommen, sich mit KollegInnen auszutauschen, mehr Gestaltungsmöglichkeiten durch Doppelstunden zu erreichen. Den Lernenden eröffnen sich dadurch Chancen für handlungsorientiertes oder entdeckendes Lernen. Dadurch lernen sie mit mehr Motivation, Lernarrangements und Präsentationen lohnen sich.¹¹

Unterrichtsidee

<i>Thema</i>	Grundlagen des Judentums
<i>Fach/Klassenstufe</i>	LER 5 / 6 oder Sachunterricht 3 / 4
<i>Unterrichtseinheit</i>	evtl. Einblicke in die Grundlagen des Judentums, Christentums und Islam Reisen zu den Weltreligionen
<i>Zeit</i>	Version A: Wochenplanarbeit oder Projekt Version B: 45 Min.
<i>Medien</i>	Menora, Tora (mit hebräisch-deutschem Text), Tallit, Kippa, Sach- und Jugendbücher zum Thema, Atlas, Plakat, Lernkärtchen, Karteikarten, Papier, Stifte, diverse im Laufe der Arbeitszeit hinzukommende Anschauungsmittel und Texte, Zeitungsausschnitte etc.

¹¹ Vgl. Rohrbach, Rita: Langsames Loslassen Teil II: das Schulbuch ergänzen durch Lernarrangements, in: Rohrbach, Rita/Bergmann, Klaus (wie Anm.2), S. 75.

Ziele der Lehrereinheit

- Einblick in die Grundlagen des Judentums, Aspekte des religiösen Alltags von Juden kennen lernen
- Unterschiede zwischen liberalem und orthodoxem Judentum kennen lernen
- Interesse an der jüdischen Religion, am Judentum wecken
- Sachliche Kompetenzen erweitern:
 - Inhalte verstehen
 - Nebensächliches von Wichtigem unterscheiden
 - Sachverhalte und Phänomene beschreiben
 - fachliche Begriffe verwenden
 - Zusammenhänge herstellen
- Methodische Kompetenzen erweitern:
 - eigene Fragestellungen entwerfen
 - nach Interessenschwerpunkten forschen, Spezialisierung
 - Umgang mit verschiedenen Quellenarten, Medien und Zugängen
 - sich Informationen erschließen
 - Informationen aufbereiten und ordnen
 - fachbezogene und fachübergreifende Lernstrategien anwenden
 - Annahmen überprüfen und begründen
- Förderung mündlicher und schriftlicher Sprache, Umgang mit Texten, Förderung und Weiterentwicklung kreativer Fähigkeiten
- Personale und soziale Kompetenzen erweitern:
 - einführendes Verstehen, Empathie
 - Perspektivübernahme
 - selbständig arbeiten
 - planvoll und zielgerichtet arbeiten
 - eigene Handlungen kritisch prüfen
- Kulturelle Vielfalt kennen lernen, akzeptieren, als Bereicherung wahrnehmen
- durch Wissen Vorurteile verhindern bzw. abbauen

Vorbereitung der Lehrenden

- Bücher für den Thementisch aus Bibliotheken besorgen, evtl. für die Schulbibliothek anschauen.
- Originalgegenstände zum Anfassen, »Begreifen«, für den Thementisch besorgen:
Tora aus Bibliotheken oder jüdischen Gemeinden in Brandenburg/Havel, Oranienburg, Königs Wusterhausen, Cottbus,

Frankfurt /Oder oder Potsdam ausleihen, evtl. ebenfalls Menora, Tallit und Kippa – oder Menora, Tallit und Kippa für den Schulfundus beim Jüdischen Museum Berlin erwerben: www.jmberlin.de, oder in der Literaturhandlung Berlin: <http://literaturhandlung.com> oder im Internet (z. B. Israel Tallit store: www.aJudaica.com oder Israel Judaica shop: www.Judaica4all.de; Israel heute: www.israelheute.com/default.aspx?tabid=77&view=productsbycategory&fid=11&cid=79 – 49k. Preis z. B. für eine Kippa ab 3,50€).

Zum »Einfühlen« z. B. in jüdisches Beten bietet sich für Kinder besonders der Tallit, der Gebetsschal an, in den sich die Betenden einhüllen, um sich mit Körper, Seele und Geist auf das Gebet konzentrieren zu können. Hierfür ist auch ein einfacher großflächiger weißer Wollschal oder ein Wolltuch verwendbar.

- Durchsicht der Sachbücher und Kinder- und Jugendbücher nach geeigneten Texten, Bildern, Karten, Schautafeln etc., dort evtl. Aufgaben- und Nachdenkzettel für die Lernenden einlegen.
- Ein einfaches Volkslied aus Israel in hebräischer Sprache aus Musikbüchern, Gesangbüchern vorbereiten, z. B. *Schalom Chaverim* (Text und Melodie s. u.).

Möglicher Unterrichtsverlauf

(Abkürzungen: Schülerinnen /Schüler = Sch; Lehrerin /Lehrer = L)

Version A: Wochenplanarbeit oder Projekt

Einstieg

- Der Unterricht könnte mit einem Sitzkreis beginnen. Die Lerngegenstände (hebräische /deutsche Tora, Menora, Tallit, Kippa, Tefillin) liegen in die Mitte, können angefasst werden.
- L ermuntert zum freien Assoziieren und Fragenstellen.
- Die Fragen der Sch werden auf einem Plakat gesammelt oder auf Lernkärtchen notiert.
Sch können die Themen nach Interessenschwerpunkten ordnen, strukturieren.
- Sch bilden Interessensgruppen zur Erarbeitung der Fragen.

Erarbeitungsphase

- In Partner- oder Gruppenarbeit erarbeiten die Sch die Beantwortung der Fragen u. a. anhand der Materialien auf dem Thematisch: erschließen sich z. B. Informationen aus Büchern, Zeitschriften, Internet; erstellen eine Lernkartei (Fragen und Antworten zum Judentum); legen eine Fachwortkartei an (alphabetisch geordnete Kartei als Nachschlagewerk zu Begriffen,

unbekannten Worten mit Erläuterungen); fertigen Spiele zum Thema an (Brettspiele; Ratespiele; Quiz); schreiben Texte zu ausgewählten Fragen; erarbeiten kurze Vorträge (Einzel- oder Gruppenreferat); fertigen Collagen oder Plakate zu den Einzelthemen an; legen sich sorgfältig den Gebetsmantel um, hüllen sich ein; legen evtl. auch Gebetsriemen, um die Privatheit und mögliche Bedeutung des Gebetes nachzuempfinden.

- L gibt im Hintergrund Hilfestellungen und Anregungen.
- Zur Entspannung und Rhythmisierung evtl. gemeinsames Anhören und Singen des Liedes *Schalom Chaverim* (s. u.), L singt, spielt das Lied evtl. vor, spricht den hebräischen Text deutlich, erläutert ihn – dazu sitzen Sch im Sitzkreis oder gehen rhythmisch im Raum umher.

Ergebnissicherung

- Sch präsentieren die Partner- /Gruppenarbeit in Form von Kurzreferaten, einer Wandzeitung, Collagen, Plakaten, Zeitungsartikeln, Zeitleisten, einer kleinen Ausstellung etc.

Abschluss

- Gemeinsames Singen des nun bekannten Kanons *Schalom Chaverim*, dabei evtl. auch rhythmisches Gehen im Raum.

Version B: 45 Minuten

Einstieg

- Der Unterricht könnte mit einem Sitzkreis beginnen. Die Lerngegenstände (hebräische /deutsche Tora, Menora, Tallit, Kippa, Tefillin) liegen in die Mitte, können angefasst werden.
- L ermuntert zum freien Assoziieren und Fragenstellen.
- Die Fragen der Sch werden auf einem Plakat gesammelt (oder L erläutert Plakat mit bereits vorbereiteten Arbeitsaufträgen in Form von Fragen, z. B. *Was ist eine Tora, eine Menora? Was bedeutet orthodox, liberal? Wozu wird ein Tallit benötigt?* usw.).
- Sch wählen frei eine Frage, die in Partnerarbeit beantwortet werden soll; freie Wahl von ArbeitspartnerInnen.

Erarbeitungsphase

- In Partnerarbeit erarbeiten die Sch die Beantwortung der Fragen u. a. anhand der Materialien auf dem Thementisch: erschließen sich z. B. Informationen aus Büchern, Zeitschriften, Internet; fertigen Texte oder Plakate; erarbeiten kurze Vorträge (Einzel- oder Partnerreferat).
- L gibt im Hintergrund Hilfestellungen und Anregungen.

Ergebnissicherung

- Sch präsentieren im Sitzkreis die Partner-/Gruppenarbeit in Form von Kurzreferaten oder Plakaten.

Abschluss

- Gemeinsames Singen des Kanons *Schalom Chaverim*, dessen Text zuvor von L kurz erläutert wird, dabei evtl. auch rhythmisches Gehen im Raum.

Lied: Schalom Chaverim

1. 2. 3. 4.

Scha - lom cha-ve-rim, scha - lom cha-ve-rim! Scha - lom, scha - lom!

5. 6. 7. 8.

Le hit - ra - ot, le hit - ra - ot, scha - lom, scha - lom.

Übersetzung: »Friede, Freunde/Frieden, Freunde/Frieden! Auf (ein) Wiedersehen, auf (ein) Wiedersehen, Frieden.«

Schalom heißt auf hebräisch »Frieden«. *Le hitraot* heißt »Auf Wiedersehen«. Freund, heißt *chaver* – Plural *chaverim*; und Freundin *chavera* – Plural *chaverot*. *Chaverim* meint nicht nur die persönlichen Freunde im engeren Sinne, sondern auch die Menschen, mit denen man zu einer Gruppe gehört und sich für gemeinsame Ziele einsetzt, z. B. die Klassengemeinschaft.

Literatur zur Verwendung im Unterricht und für den Thementisch

Brum, Alexa/Heuberger, Rachel u. a. [Hg.]: Ich bin, was ich bin, ein Jude. Jüdische Kinder in Deutschland erzählen, Köln 1995.

Brum, Alexa/Heuberger, Rachel/Levy, Manfred/Staszewski, Noemi u. a. [Hg.]: Kinderwelten – ein jüdisches Lesebuch, Ill. v. Ami Blumenthal, Eichenau 1996.

Charing, Douglas: Judentum. Geschichte, Lehre und Kultur (Reihe: Sehen, Staunen, Wissen), Hildesheim (urspr. London) 2003.

Jüdisches Museum Berlin [Hg.]: Kommentierte Quellen zur jüdischen Lebenswelt (Materialien für Schulen aus dem Jüdischen Museum Berlin 2), Berlin 2006.

Kunik, Petra: Der geschenkte Großvater – eine jüdische Kindheit im Nachkriegsdeutschland, Frankfurt/M. 1980. [jüd. Alltag einer Familie, Feste, Ritual sind Thema].

Staszewski, Noemi: Mona und der alte Mann. Ein Kinderbuch zum Judentum, Düsseldorf 1997.

Weiterführende Literatur für Lehrende

Rohrbach, Rita/Bergmann, Klaus: Chance Geschichtsunterricht. Eine Praxisanleitung für den Notfall, für Anfänger und Fortgeschrittene (Methoden historischen Lernens – Wochenschau Geschichte), Schwalbach/Ts. 2005.

2

Synagoge, Mikwe und Friedhof – Institutionen der jüdischen Gemeinde

Lehrplanbezug

Sachunterricht 3/4:

Themenfeld 2: Zusammen leben: Kulturelle Vielfalt – unterschiedliche Lebensweisen, Traditionen und Wertorientierungen. Anforderung: kulturelle Vielfalt als persönliche Bereicherung wahrnehmen, sich eigene Fremdheitserfahrungen bewusst machen und reflektieren.¹

Sachunterricht 3/4:

Themenfeld 5: Zeit und Geschichte verstehen: Entwicklungen in einem Ort oder einer Region (Baudenkmale sowie historische Persönlichkeiten des Ortes unter dem Aspekt der historischen Betrachtung). Anforderungen: Geschichte untersuchen, dokumentieren und präsentieren.²

LER 5/6:

Weltbilder, Kulturen, Interkulturalität: Verschiedenheiten der Weltansichten und Lebensweisen, Respekt vor religiösen und anderen Weltdeutungen, Achtung und Toleranz

Thematische Einführung

Was kennzeichnet eine Synagoge? Welche Institutionen und Personen gehören zu einer jüdischen Gemeinde? Was macht ein Rabbiner? Was ist eine Bar Mizwa? Seit wann gibt es die Bat Mizwa? Warum legt man Steinchen und nicht Blumen auf jüdische Gräber? Warum sind viele Gräber zweisprachig beschriftet? Welche Bedeutung hat eine Mikwe? Welchen Zusammenhang haben christliche Taufe und das rituelle Reinigungsbad? Diese und andere Fragen zu klären, ist Ziel des zweiten Kapitels, das von der jüdischen Gemeinde und der Bedeutung von Synagoge, Mikwe und Friedhof erzählt. Ein Besuch auf einem jüdischen Friedhof und die Geschichte der jüdischen Gemeinde, die sich daran ablesen lässt, stehen im Zentrum der Unterrichts-idee.

¹ Vgl. Lehrplan: http://www.bildung-brandenburg.de/fileadmin/bbs/unterricht_und_pruefungen/rahmenlehrplaene/grundschule/rahmenlehrplaene/pdf/GS-Sachunterricht.pdf, S. 39.

² Vgl. Lehrplan: http://www.bildung-brandenburg.de/fileadmin/bbs/unterricht_und_pruefungen/rahmenlehrplaene/grundschule/rahmenlehrplaene/pdf/GS-Sachunterricht.pdf, S. 43.

Jede jüdische Gemeinschaft, das heißt, jede Gemeinschaft, die das Judentum praktiziert, benötigt eine Mikwe zur Aufrechterhaltung der rituellen Reinheit, einen Friedhof zur korrekten Bestattung der verstorbenen Angehörigen und Gemeindemitglieder und – aber dies ist nicht zwingend erforderlich – eine Synagoge. Dies sind die zentralen Institutionen einer jüdischen Gemeinde. Darüber hinaus bieten viele jüdische Gemeinden eine mehr oder minder breite Palette an Aktivitäten für Kinder und Jugendliche an. Diese reicht von der Erziehung zur jüdischen Tradition, der gemeinsamen Freizeitgestaltung, in deren Mittelpunkt jüdische Themen und oft Hebräischunterricht stehen, bis zu Tanz, Sport, Gesang, Computerarbeit und Sprachförderung für alle, deren Muttersprache nicht das Deutsche ist. Zusätzlich stellen die Gemeindemitglieder oft auch ein vielseitiges Kulturprogramm für Erwachsene und Senioren zur Verfügung. Daneben gibt es soziale und integrationsfördernde Angebote.

Die Synagoge

Das Wort Synagoge stammt aus dem Griechischen und bedeutet wörtlich »Haus der Versammlung«, von griechisch *synágein* »zusammenführen«. Im Hebräischen heißt die Synagoge dementsprechend *Bet Knesset*, aber auch *Bet Midrasch*, »Haus des Studiums« und *Bet Tfila*, »Haus des Gebets«. Diese drei Namen beschreiben tendenziell die drei Hauptfunktionen einer Synagoge, nämlich den Versammlungsort der Gemeinde, den Ort zur Abhaltung des Gottesdienstes und den Ort, der allen Gemeindemitgliedern die Möglichkeit bietet, Tora, *Mischna* (Teil des Talmud) oder den Talmud selbst zu »lernen«, das heißt zu lesen, zu studieren – daher nennt man die Synagoge im Jiddischen *Schul*. Jede jüdische Synagoge besitzt für diesen Zweck einen oder mehrere Räume, meist auch eine Bibliothek, zu deren Minimalausstattung stets die Tora, der vollständige Babylonische und Jerusalemer Talmud, der Schulchan Aruch (übersichtliche Zusammenfassung des Talmud) und verschiedene Gebetbücher gehören.

Seit der Zerstörung des Tempels in Jerusalem durch die römische Besatzungsmacht im Jahr 70 n. Chr. und der Vertreibung der Juden aus dem damaligen Palästina entstanden weltweit jüdische Gemeinden. Die Synagogen wurden zu Zentren des religiösen und gesellschaftlichen Lebens. Sie entstanden als Ersatz für den einen Tempel in Jerusalem. Daher sind sie alle in Richtung des ehemaligen Tempelgebäudes in Jerusalem ausgerichtet, dessen Westmauer – die sogenannte Klagemauer – noch heute steht.

Jeder Jüdin, jedem Juden steht es offen, in jeder Synagoge zu beten, ihr beizutreten und damit der Synagoge als Mitglied anzugehören. Es gibt und gab im Judentum keine einheitliche zentrale religiöse Richtung. Schon seit dem ersten Jahrhundert n. Chr. existieren verschiedene

Strömungen selbständig nebeneinander (vgl. Kap.1). Wie die jüdische Tradition stets aus einer pluralistischen Vielfalt an Interpretationsrichtungen bestand, so gründen und organisieren Juden ihre Synagogen selbst und von anderen Synagogen unabhängig.

Zum Synagogenpersonal gehört ein von der Gemeinde angestellter und gewählter (und ebenso abwählbarer) **Rabbiner**. Die Bezeichnung Rabbiner stammt von hebr. *raavi*, »mein Lehrer«. Das Amt des Rabbiners erwirbt man durch eine langjährige qualifizierte Ausbildung in einer Jeshiwa oder im Rabbinerseminar und eine abschließende Ordination.³ Der Rabbiner, die Rabbinerin – seit 1972 amtieren in liberalen und konservativen Gemeinden auch Frauen – ist kein Priester im christlichen Verständnis. Er wirkt als religiöser Leiter, Seelsorger und Berater, aber auch als Entscheidungsträger in religiösen und religionsgesetzlichen Fragen, zum Teil auch, jedoch nicht obligatorisch, als Prediger.

Seit der Zerstörung des zweiten Tempels 70 n. Chr. sind damalige jüdische Priester ihrer Aufgaben im Tempeldienst weitgehend beraubt. Eine gewisse Rolle spielen die **Kohen**, die heutigen Nachfahren der Priester weiterhin. Ihre Aufgaben sind jedoch vorwiegend auf den liturgischen Bereich beschränkt. Sie besitzen beispielsweise das Recht, in der Synagoge als Erste zur Tora aufgerufen zu werden und erteilen der Gemeinde den Priestersegen (4 Mose 6, 24–26):

»Der Herr segne dich und behüte dich.

*Der Herr lasse sein Angesicht leuchten über dir
und sei dir gnädig.*

Der Herr hebe sein Angesicht über dich und gebe dir Frieden.«

Der **Kantor** oder Vorsänger (*Chasan*) hat die Aufgabe, bei Gottesdiensten in der Synagoge, bei Hochzeiten oder Beerdigungen die Gebete durch rezitatives Singen vorzutragen. Die Gemeinde liest diese betend mit. Hierfür ist eine gesangliche Ausbildung wünschenswert, jedoch nicht unbedingt erforderlich. Durch den Gesang der hebräischen Gebete soll die Andacht der Gemeindemitglieder unterstützt werden. In kleineren Gemeinden übernimmt diesen Part zuweilen auch ein (meist männliches) Gemeindemitglied mit geeigneter Stimme. In der Berliner liberalen jüdischen Gemeinde amtiert seit 2007 Avital Gerstetter als erste weibliche deutsche Kantorin.

Die praktische organisatorische Arbeit in der Synagoge obliegt dem **Synagogendiener** (*Schammes*, *Schamasch*). Neben hausmeisterlichen Tätigkeiten ist er für die Pflege der rituellen Gegenstände sowie den Ablauf des täglichen Gottesdienstes verantwortlich, wirkt auch als Vorleser der Tora und Vertreter des Kantors.

³ Das Abraham Geiger Kolleg in Berlin ist das erste Rabbinerseminar in Zentraleuropa nach der Shoah.



Die Synagoge in Rathenow

Fabrikenstraße 2,
vor ihrer Zerstörung 1938,
Aufnahme aus dem
Jahr 1926

Grundsätzlich kann eine Synagoge bzw. der Synagogenraum, wie auch jede Kirche, schlicht oder aufwendig gestaltet sein. Immer jedoch steht der Toraschrein, hebr. *Aron haKodesch*, eine Art Schrank, an der Ostseite der Synagoge zur Aufbewahrung der Torarollen, im Zentrum. Er ist oft von einem prächtig verzierten Vorhang (*Parochet*) verhüllt und symbolisiert den ursprünglichen Ort der Gesetzestafeln im Tempel zu Jerusalem.

Vor dem Toraschrein brennt das »ewige Licht« (*Ner tamid*), eine kleine Öllampe, in Erinnerung an das ewig brennende Öllicht im Stiftszelt der Israeliten (2 Mose 27, 20). (In katholischen Kirchen hat man die Tradition des »ewigen Lichts«, das vor dem Tabernakel brennt, übernommen. Es symbolisiert die Anwesenheit Christi in Form von geweihten Hostien).



Innenansicht der Rathenower Synagoge

Almemor mit
Toraschrein und
Ner Tamid, 1926

An einer zentralen Stelle des Raumes befindet sich ein erhöhter, zuweilen mit einer Brüstung umgebener Tisch, der *Almemor*. Auf ihm wird aus der Tora gelesen. Oft gibt es für die Betenden Lesepulte zur Aufbewahrung der persönlichen Gebetbücher, des *Tallit* (Gebetsschal) und der *Tefillin* (Gebetsriemen). Ein Waschbecken im Vorraum dient der Reinigung der Hände vor dem Gebet.

Frauenempore oder egalitärer Minjan?

Viele Synagogen weisen den Frauen einen abgetrennten Bereich zu, während den Männern der Hauptraum vorbehalten ist. Die Frauenabteilung, oft eine Empore zum Teil mit Gittern oder ein Raum nebenan, durch dessen Fenster das Gottesdienstgeschehen mitverfolgt werden kann, manchmal ein Bereich, der mit Vorhängen abgetrennt wird, manchmal lediglich einzelne Bankreihen – Formen der Separierung gab und gibt es viele. Dies entspricht der jeweiligen religiösen Ausrichtungen der Synagogengemeinde. Im Talmud allerdings ist die Separierung nur in Form von Krügen und getrockneten Schilfstäben zwischen den Männer- und Frauensitzplätzen erwähnt. Möglicherweise entstand die Idee gesonderter Frauenbereiche aus Platzmangel. Die Frauensynagoge in Worms könnte dafür ein Beispiel sein. Sie wurde im Jahr 1213, erst knapp 200 Jahre nach dem Bau der Hauptsynagoge errichtet. Man betete demnach zwei Jahrhunderte nebeneinander.

Nicht immer war und ist diese Geschlechtertrennung eine Vorschrift – viele Frauen fühlen sich beim Gebet in Abwesenheit der Männer wohler. Historisch gesehen waren bis zum späten 16. Jahrhundert für die Frauen mehrheitlich Nebenräume in den Synagogen vorgesehen, dann errichtete man im Hauptraum vieler Synagogen eine Empore, die meist mit einem Gitter oder Sichtschutz versehen wurde. Die Frauen drängten sich dort nicht selten im Dämmerlicht und bei kaum ausreichender Luftzufuhr. Erst die Vertreter des Reformjudentums setzten sich im 19. Jahrhundert für die Verkleinerung oder Entfernung der Emporengitter ein.

Dennoch liegt der räumlichen Separierung der Geschlechter in der Synagoge eine traditionelle Rollenverteilung im Judentum zugrunde: Frauen sind – und dies gilt unter anderem auch für das heutige orthodoxe Judentum – von nahezu allen religiösen Pflichten, die Männer zu leisten haben, entbunden, so auch von der Verpflichtung, den Gottesdienst zu besuchen. Ihnen obliegen die häuslichen Pflichten, die Erziehung der Kinder und ihre Hinführung zur religiösen Mündigkeit. Außerhalb des häuslichen Bereichs wird ihnen keine entscheidende religiöse Rolle zugezählt: Sie zählen nicht beim *Minjan*, dem Gebetsquorum von zehn religionsmündigen Männern, sie sind nicht verpflichtet Hebräisch zu lernen und die Tora zu lesen und zu studieren, dürfen nicht aus den Torarollen vorlesen und können weder Rabbinerin noch Kantorin werden.

In liberalen jüdischen Gemeinden hingegen bilden Frauen einen egalitären, also auf Gleichheit bedachten Minjan. Darüber hinaus wurden seit 1972 mehr als 200 Rabbinerinnen ordiniert, etwa 40 davon in Europa, vor allem in Großbritannien. Diese Erneuerung jüdischen Lebens begann 1935 mit Regina Jonas (Berlin 1902–1944 Auschwitz), die als weltweit erste Frau die Ordination zur Rabbinerin erlangte. Regina Jonas bewies in ihrer wissenschaftlichen Qualifikationsarbeit mit dem Titel »Kann die jüdische Frau das rabbinische Amt bekleiden« (1930), dass eine Frau für das Amt der Rabbinerin eindeutig geeignet und nach jüdischem Religionsgesetz zulässig ist.

Eine Synagoge gibt es gegenwärtig im gesamten Land Brandenburg nicht mehr. Die zahlreichen Gläubigen versammeln sich und beten in Beträumen (vgl. Kapitel 8). Im Jahr 1995 gründete sich mit dem Ziel der Errichtung einer neuen Synagoge in Potsdam der »Bauverein Neue Synagoge Potsdam«.

Bar Mizwa und Bat Mizwa

Die Synagoge ist auch der Ort, an dem der Beginn der Religionsmündigkeit von Jungen und Mädchen feierlich vollzogen wird. Nach jüdischer Vorstellung erlangt ein Junge mit seinem 13., ein Mädchen mit seinem 12. Geburtstag die Volljährigkeit in religiösen Dingen. Mit diesem Tag, egal ob er gefeiert wird, oder nicht, endet die Verantwortung der Eltern über den Sohn, die Tochter, nun sind sie für ihre religiösen Handlungen, die Erfüllung der göttlichen Gebote, selbst verantwortlich, können nicht dazu gezwungen werden, gelten als erwachsen – sie sind Bat Mizwa bzw. Bar Mizwa, das heißt Tochter bzw. Sohn des göttlichen Gebotes.

Die religiöse Volljährigkeit eines jungen jüdischen Menschen wird in der Synagoge im Beisein des Rabbiners /der Rabbinerin und der Familie und FreundInnen feierlich bezeugt: der/die Jugendliche wird am ersten Schabbat nach dem 12. bzw. 13. Geburtstag zum ersten Mal zur Tora aufgerufen und liest den jeweiligen – meist intensiv vorbereiteten – Abschnitt aus der Tora und den zugehörigen Prophetenschriften (*Haftara*) laut vor – auf hebräisch.

Die ö entliche Zeremonie der Bar Mizwa wurde erstmals im 14. Jahrhundert erwähnt. Die Bat Mizwa hingegen ist wesentlich jünger. Erst 1922 wurde sie von der innerjüdischen Bewegung des Rekonstruktionismus, der in den 1920er Jahren von Mordechai Kaplan in den USA begründet wurde, eingeführt. Heute wird die Bat Mizwa in vielen liberalen und fortschrittlichen jüdischen Gemeinden gefeiert – so etwa seit 1997 in der jüdischen Gemeinde Potsdam. Beide Zeremonien sind ein großes Fest und der Beginn eines neuen Lebensabschnitts. Insbesondere in religiösen Familien ist es daher auch üblich, dass der Junge bei der anschließenden privaten Feier einen meist selbst verfassten Kommentar über den gelesenen Toraabschnitt vorträgt.



*Bar Mizwa in
der Synagogen-
Gemeinde Köln*

1999

Für einen Jungen bedeutet die Religionsmündigkeit etwas anderes als für ein Mädchen – er ist in jeder jüdischen Gemeinde, unabhängig ob liberal, konservativ oder ultraorthodox, ab sofort vollwertiges Mitglied der Synagogengemeinde. Er kann jederzeit zum Minjan herangezogen werden, dem Gebetsquorum von zehn im religiösen Sinne volljährigen männlichen Personen, um bestimmte Gebete und den Gottesdienst zu ermöglichen. Ebenso kann er zur Toralesung im Gottesdienst aufgerufen werden. Darüber hinaus wird von einem Bar Mizwa die Einhaltung der 613 *Mizwot* (Gebote) erwartet. Im Einzelnen bedeutet dies neben der strengen Strukturierung des Tages durch festgelegte Gebetszeiten auch das Tragen von *Tallit* (Gebetsmantel) und *Tefillin* (Gebetsriemen) bei vorgeschriebenen Gelegenheiten und das Fasten an Jom Kippur und anderen Fastentagen.

Für Mädchen bedeutet die Religionsmündigkeit – besonders in orthodoxen Kreisen, auch wenn dort keine Bat Mizwa oder ähnliche Zeremonie gefeiert wird – dass sie ebenfalls an Jom Kippur und den anderen Fastentagen zum Fasten verpflichtet ist und mit Eintritt der Menstruation die umfassenden Reinheitsgebote zur Gewährleistung der rituellen Reinheit des Körpers kennt und einhält. Zu den Aufgaben der jungen Frau zählt nun auch die Kenntnis der *Kaschrut*, der Reinheitsgebote für die Nahrungszubereitung (s. Kap. 6), und die Vorbereitung des Hauses auf die Feiertage. Ab nun darf sie auch die Schabbatkerzen und andere Feiertagskerzen entzünden und segnen und damit die Feste innerhalb der Familie feierlich eröffnen.

In liberalen und konservativen Gemeinden hingegen ist die traditionelle Rollenverteilung mehr oder minder aufgehoben. Hier genießen Frauen wie Männer weitgehend den gleichen Status, sitzen in der Synagoge nebeneinander und Frauen können seit 1972 Rabbinerinnen werden.

Die Mikwe

Die Mikwe ist ein rituelles Tauchbad, das der Wiederherstellung der halachisch (religionsgesetzlich) vorgeschriebenen Reinheit dient. Daher ist sie noch vor der Synagoge und dem Friedhof Fundament einer jeden jüdischen Gemeinde.

Mikwe (Plural *Mikwaot*) heißt »Ansammlung von Wasser« und dient dem rituellen Reinigungsbad, das bei bestimmten Anlässen obligatorisch ist. Jede Mikwe muss bestimmte religionsgesetzliche Vorschriften erfüllen, zum Beispiel an fließendes Wasser, also Grund- oder Regenwasser, angeschlossen sein. Ursprünglich tauchte man zur rituellen Selbstreinigung in Meer oder Fluss unter. In die Mikwe geht man nach einer gründlichen Körperreinigung, legt alle Kleidung und allen Schmuck ab und taucht dreimal ganz im Wasser unter und spricht dabei eine *Bracha* (Segensspruch). Ferner wird in ihr auch neugekauftes oder unrein gewordenes Geschirr gekaschert, wieder koscher gemacht.

Aus diesem Ritual entstand beispielsweise auch die christliche Taufe, die zunächst auch ein Untertauchen des ganzen Körpers erforderte, später meist zu einem Übergießen des Kopfes mit Wasser und Salbung durch einen Priester abgeändert wurde.

Laut Tora gibt es zahlreiche Gelegenheiten, die den Besuch einer Mikwe erfordern. Rituell unrein wird ein Mann, eine Frau nicht nur durch bestimmte Krankheiten oder durch die Berührung von Toten oder die Beteiligung an einer Beerdigung. Auch Verlobte gehen vor der Hochzeit in das Tauchbad und Frauen jeweils sieben Tage nach jeder Menstruation sowie 40 bzw. 80 Tage nach jeder Geburt – je nachdem, ob sie einen Jungen oder ein Mädchen geboren haben. Bis zum Augenblick des Untertauchens im Wasser gilt man als »unrein«, Männer und Frauen dürfen sich in diesem Zustand nicht berühren. Orthodoxe Männer gehen vor jedem Schabbatbeginn in die Mikwe, denn laut Tora ist ein Mann, der ejakuliert, ohne dass der Samen der Zeugung von Nachkommen dienen kann, »unrein bis zum Abend« (3 Mose 15, 16).

Die Zuschreibung von »rein« und »unrein« ist ein umstrittenes und kulturgeschichtlich bedeutsames Thema. Fest steht, dass das temporäre Berührungsverbot von Mann und Frau in einer langjährigen Ehe innerhalb ihrer sexuellen Beziehung einerseits die Spannung aufrechterhalten kann, andererseits aber auch beiden Partnern einen gewissen Schutzraum gewährt.

Innerhalb der vergangenen zwei Jahrzehnte erfuhr die Mikwe allerdings eine Neubewertung. Insbesondere Frauen lösten sie von den tabuisierten Themen Tod und Blut und sehen in ihr einen Ort der symbolischen Wiedergeburt, einer neuen Lebensphase, der bei Lebensübergängen wie der ersten und letzten Menstruation oder der Bewältigung von schwierigen Lebenssituationen wie (sexueller) Gewalterfahrung, Krank-

heit, Trauer, Scheidung oder Fehlgeburt eine bedeutende Rolle spielen kann. – Aus diesen Gründen eignet sich die Mikwe als Thema in der Grundschule noch wenig, hat aber umso mehr Bedeutung für heranwachsende und ältere Mädchen.

Gegenwärtig gibt es im Land Brandenburg keine Mikwe, obwohl die Anzahl der dort lebenden Juden und Jüdinnen dies dringend erfordert. So tritt man bei Bedarf den Weg nach Berlin an, wo es zwei Mikwoat gibt. Einzig in Schwedt ist noch eine historische Mikwe zu sehen. Sie wurde von der dortigen jüdischen Gemeinde von 1868 bis vermutlich 1942 genutzt. Ihre Überreste befinden sich auf einem Gartengrundstück der Gartenstraße 8. Der bemerkenswerte überkuppelte Rundbau des Ritualbades kann heute noch besichtigt werden. Weitere Mikwoat existierten unter anderem in Angermünde, Friedland, Kremmen und Perleberg.

Der Friedhof

Die würdige Bestattung der Toten und ihre dauerhafte Ruhe sind seit biblischer Zeit Grundlage der jüdischen Kultur. Die Errichtung eines Friedhofs hat daher innerhalb einer jüdischen Gemeinschaft höhere Priorität als der Bau einer Synagoge.

Dass sich mit dem Ort des Friedhofes zahlreiche Vorstellungen verknüpfen, zeigen schon die verschiedenen hebräischen Bezeichnungen für Friedhof: *Bet haChaim* (»Haus des Lebens«), *Bet haOlam* (»Haus der Ewigkeit«), *Makom tov* (»guter Ort«) oder *Bet haKwarot* (»Haus der Gräber«).

Wenn auf einem Friedhof die Vorfahren oder auch bedeutende Tal mudgelehrte begraben sind, kann dieser Platz zu einer Art Heimat, zu einem »guten Ort« werden, der ein Zugehörigkeitsgefühl vermittelt, das vielen deutschen Juden über Generationen hinweg verweigert wurde.

Jüdische Friedhöfe sind vielleicht auch aus diesem Grund auf Ewigkeit hin angelegt. Sie werden grundsätzlich nicht aufgelöst, falls dies zwangsweise geschieht, behält der Ort seinen religiösen Status als vorläufig letzte Heimat der Verstorbenen weiterhin. Ebenso sind die Gräber unantastbar und werden weder gepflegt noch aufgelöst, wenn sich beispielsweise Nachfahren nicht mehr darum kümmern können. Wenn Grabsteine verwittern oder umsinken, werden sie gewöhnlich nicht wieder instandgesetzt oder aufgerichtet. Ausnahmen macht man freilich bei besonders verdienstvollen Persönlichkeiten oder wenn Gräber mutwillig zerstört wurden.

Der jüdische Friedhof in Wriezen

Am Beispiel des jüdischen Friedhofs in Wriezen, Lkr. Märkisch-Oderland, der einer der besterhaltenen in Brandenburg und gut gepflegt ist, sollen die Charakteristika jüdischer Friedhöfe erläutert werden.

Der Friedhof wurde 1730 von der jüdischen Gemeinde Wriezen errichtet. In der Stadt selbst haben jedoch bereits seit 1677 Juden gelebt. Sie stammten ursprünglich aus Wien und gehörten zu jenen Vertriebenen, von welchen Kurfürst Friedrich Wilhelm (1620–1688) fünfzig wohlhabende Familien 1671 in die Mark Brandenburg aufgenommen hatte. Mit ihrer Aufnahme war allerdings die Absicht verbunden, dass sie das nach dem Dreißigjährigen Krieg verödete Land zusammen mit französischen Hugenotten wirtschaftlich in Schwung brachten und neue Ansiedlungen begründeten.

Knapp 60 Jahre lang besaßen die Wriezener Juden keine eigene Begräbnisstätte, sondern brachten ihre Verstorbenen in das gut zehn Kilometer entfernte Bad Freienwalde, auf den dortigen jüdischen Friedhof. Dieser Transport, die *Lewaje*, unterliegt laut *Halacha*, dem jüdischen Religionsgesetz, zahlreichen Vorschriften. So muss der Sarg von mindestens sechs Mitgliedern der *Chewra Kaddischa* (Beerdigungsbruderschaft) zum Friedhof getragen bzw. gefahren werden. An bestimmten Wegstellen hält der Beerdigungszug an (drei- bis siebenmal), der Sarg wird abgestellt und man spricht gewisse Psalmenstellen. Die *Lewaje* zu begleiten ist für alle Juden des Ortes Pflicht. Zumindest muss man die Arbeit niederlegen und vier Ellen weit mitgehen. Frauen allerdings dürfen den Friedhof nicht betreten. Dieser Transport des Sarges über das offene Land, auf Landstraßen und kleinen Pfaden war zweifellos beschwerlich und nicht ohne unerfreuliche Begegnungen mit der nichtjüdischen Bevölkerung, die einem jüdischen Beerdigungszug oft ablehnend gegenüberstand. 1730 erwarben die Wriezener Juden, damals etwa sechs Familien, schließlich ein Stück Land namens »in der bürgerlichen Freiheit« und errichteten dort einen Friedhof. Die Gemeinde wuchs innerhalb eines weiteren Jahrhunderts und erwarb um 1840 und auch 1879 noch je ein benachbartes Stück Land dazu. Eine Synagoge hingegen errichteten die Wriezener Juden erst 1821, bis dahin versammelten sie sich in ihren eigenen Häusern zum Gebet und Gottesdienst.

Die letzte Beerdigung auf dem Wriezener jüdischen Friedhof fand im April 1940 statt. Begraben wurde der Kaufmann Leopold Bilski (1870–1940). Damals hatten viele Juden nach dem Terror der SA in der Pogromnacht im November 1938 den Ort verlassen. Etliche zogen zunächst nach Berlin, einigen gelang die Emigration nach Israel. Die in Wriezen Verbliebenen wurden deportiert, in Auschwitz, Riga, Theresienstadt, Tröbitz (Lkr. Elbe-Elster) und Łódź ermordet.

Der Friedhof blieb als Zeuge übrig. Mitte der 1980er Jahre wurde seine Mauer instandgesetzt, Bäume und Büsche gepflegt, die umgestürzten Steine wieder aufgerichtet. 50 Jahre nach der letzten Beisetzung, im April 1990, fand dort eine Gedenkveranstaltung statt, bei der an die Juden in Wriezen mit Nennung ihrer Namen erinnert wurde. Drei Jahre später wurde der Friedhof Opfer dreier Vierzehnjähriger, die aus »Ausländerhass« mehrere Steine umwarfen und einige schwer beschädigten.

Die Anordnung der Gräber selbst erfolgte zunächst chronologisch, das heißt in der Reihenfolge der Begräbnisse. Es gibt daher keine Familiengräber, doch ist die Reservierung eines Grabplatzes für EhepartnerInnen möglich. Ein Weg trennt das Friedhofsareal in zwei Hälften, rechts liegt der ältere Teil mit Grabsteinen von 1,20–1,50 m Höhe, meist mit einem niedrigen oder ohne Fundament in der Erde verankert, links das 1879 neu erworbene Stück Land mit den dementsprechend jüngeren Grabsteinen. Sie sind höher, meist zwei Meter, da nahezu alle auf einem Sockel stehen. Dadurch ist das Anliegen erfüllt, dass sich im Tode niemand über die anderen erhebe.

131 Grabsteine sind noch heute mit Inschriften erhalten. Der älteste stammt von 1773. Weitere 18 Grabstellen sind als Fragmente erkennbar. Alle Grabstellen sind nummeriert. Einen Plan sowie die Übersetzung sämtlicher Grabinschriften findet man in der neuen Publikation über das jüdische Wriezen (2007) (s. Literaturverzeichnis) oder unter <http://www.uni-potsdam.de/juedische-friedhoefe/wriezen.htm>. Generell jedoch erhielten nicht alle Verstorbenen einen Grabstein: Vor dem 19. Jahrhundert wurden die Gräber von Unverheirateten, Bediensteten oder Kindern oft nur mit einem hölzernen Mal versehen.



*Der jüdische Friedhof
in Wriezen*

Landkreis Märkisch-
Oderland, 2008

Die Grabinschriften sind in der Mehrzahl gut lesbar, die ältesten Grabsteine (22) tragen rein hebräische Inschriften, ab 1828 finden sich auch drei Steine mit deutschem Text, der mit hebräischen Lettern geschrieben ist (Steine 29, 64 und 66). 23 Steine tragen nur eine deutsche Inschrift. Die überwiegende Mehrzahl jedoch, 81 Steine, sind zweisprachig beschriftet, wobei beide Texte inhaltlich nicht exakt übereinstimmen.

Die hebräische Inschrift ist in der Regel in die Steinvorderseite eingeschlagen und besteht aus festgefügteten Elementen. Den Anfang macht eine Abkürzung, häufig p'n oder p't , »hier ist begraben«/»hier ist geborgen«. Dann folgt nach einem kurzen Ehrentitel (»die Vornehme«/»der Ehrenhafte« etc.) der hebräische Name der Verstorbenen, in der Regel der Vorname mit Nennung des Vatersnamens, zum Beispiel *Debora bat Zwi*, Debora, Tochter des Zwi oder *Raphael ben Mosche*, Raphael, Sohn des Mosche. Mit ihrem hebräischen Namen werden beispielsweise religionsmündige Männer in der Synagoge zur *Tora* aufgerufen. Ein Geburtsdatum wird in der Regel nicht genannt, immer jedoch der Sterbetag, manchmal auch das Datum des Begräbnisses, und dies nach jüdischer Datierung (vgl. Kapitel 3), das heißt nach Zählung der Jahre seit Erschaffung der Welt und mit Angabe der hebräischen Monatsnamen, wobei die Monate mit Neumond beginnen (gleich der islamischen Monatsberechnung) und die Tage mit Einbruch der Dämmerung. Aus diesem Grund sind die auf den Grabsteinen enthaltenen hebräisch- und deutschsprachigen Daten nicht immer identisch. Dann folgen Titel und Amtsbezeichnungen und Abschnitte eines Bibelzitats, abschließend die Segensformel »Seine /Ihre Seele sei eingebunden in das Bündel des Lebens.« (1 Samuel 25, 29). Diese Formel wird durch die abgekürzten hebräischen Buchstaben שׂוֹמְרֵי אֵשֶׁת dargestellt.

Die deutsche Inschrift hingegen verzeichnet den bürgerlichen Namen, welchen die preußischen Juden seit 1812 per Gesetz zu führen verpflichtet waren. Beide Namen sind selten identisch, die oben genannte *Debora bat Zwi* hieß beispielsweise bürgerlich Dorothea Liepmann Cohn, Gustav Lewinthal hieß mit hebräischem Namen *Josef ben Jehuda Lewinthal*. Das Geburts- und Sterbedatum wird nach gregorianischem Kalender angegeben.

Der älteste erhaltene Grabstein (Nr. 102) stammt aus dem Jahr 1773 und trägt den Namen »Selig Sohn des Arie Löw aus Prenzlau«. Es handelt sich dabei um Selig Levin, Sohn des Levin Liebmann. Chronologisch folgt als nächstes das Grab von Se'ew Wul aus dem Jahr 1782 (Nr. 100).

Diese beiden ältesten erhaltenen Gräber befinden sich in der hintersten Reihe auf der rechten Seite des Mittelwegs. Von da aus folgen die Steine chronologisch bis zum Jahr 1880 in der zweiten Reihe vorn. Diese Regelmäßigkeit ist in der ersten Reihe durchbrochen, die dortigen Grabsteine datieren aus den Jahren 1878 bis 1936. Hinter dem Grab Nr. 102

erstreckt sich bis zur Mauer ein größeres freies Feld. Vermutlich befinden sich hier die ältesten Gräber aus dem 18. Jahrhundert.

Auf dem Wriezener Friedhof finden sich, im Gegensatz zu vielen anderen jüdischen Friedhöfen, nur wenig verzierte Grabsteine. Meist tragen sie ein reliefartiges Blumendekor, insbesondere die älteren Steine. Selten sieht man eine abgeknickte Palme als Symbol für ein zu früh beendetes Leben. Auf drei Grabsteinen sind segnende Hände abgebildet, erkennbar an einer speziellen Handhaltung, die den Priestersegen (4 Mose 6, 24–26) darstellt und darauf hinweist, dass die Verstorbenen zu den *Kohen* zählen, den Nachfahren der Priester. Ansonsten dominiert auf den Grabsteinen das reine Schriftbild.

Doch gibt es seit dem 16. Jahrhundert insbesondere in Süddeutschland eine reichhaltige bildliche Symbolik, die in der Regel die Aussage des Grabsteines unterstreicht. So weisen Leuchter und Lichter auf das Fortleben der Seelen hin. Schabbatlichter finden sich vor allem auf Grabsteinen von Frauen und deuten auf die religiöse Pflicht, die Schabbatkerzen zu entzünden. Eine Kanne verweist auf die levitische Herkunft des/der Verstorbenen und veranschaulicht die Aufgabe des rituellen Reinigens im Tempeldienst. Das Beschneidungsmesser, gelegentlich mit einem Weinglas abgebildet, deutet auf einen *Mohel* (Beschneider) hin. Das *Schofar* (gebogenes Widderhorn) verweist auf die Tätigkeit des Verstorbenen als Schofarbläser (etwa an Rosch haSchana). Symbole für Gelehrtheit und Belesenheit, meist für Grabsteine von Rabbinern charakteristisch, sind beispielsweise geöffnete Torarollen. Weintrauben hingegen symbolisieren Fruchtbarkeit.

Auch Tierdarstellungen sind auf jüdischen Friedhöfen zahlreich, da die bildliche Darstellung des Menschen, der als ein Abbild Gottes verstanden wird, nicht erlaubt ist. Tiere illustrieren oft den männlichen Vornamen von Verstorbenen, so steht etwa der Löwe für Arie und Jehuda oder der Hirsch für Zwi und Naftali. Auch bestimmte Nachnamen oder Hausnamen können bildlich dargestellt werden, etwa Gans, Horn, Maus, Adler, Hecht.

Auf vielen jüdischen Friedhöfen befindet sich auch ein Tahara-Haus. Dort wird der Leichnam gereinigt, rituell gewaschen und mit einfacher weißer Kleidung bekleidet. Manchmal legt man den Verstorbenen auch ein Säckchen mit Erde aus Israel bei. Dieser Liebesdienst wird von der *Chewra Kaddischa* (Beerdigungsbruderschaft oder -schwwesternschaft) getätigt, einer Gemeinschaft von ehrenamtlichen Helfern und Helferinnen, die die Sterbenden bereits bei schweren Krankheiten pflegen und in der Todesstunde begleiten. Sie transportieren auch den sehr schlichten, ungehobelten Sarg zum Friedhof und begraben ihn. Die Beerdigung erfolgt meist noch am Sterbetag, nicht aber an Schabbat oder den Feiertagen.

Literatur

- Bebe, Pauline: Isha – Frau und Judentum, Egling /Paar 2004.
- Brocke, Michael / Müller, Christiane: Haus des Lebens. Jüdische Friedhöfe in Deutschland, Leipzig 2001.
- Diekmann, Irene / Schoeps, Julius H. [Hg.]: Wegweiser durch das jüdische Brandenburg, Berlin 1995 [Neuaufgabe 2008].
- Elbogen, Ismar: Der jüdische Gottesdienst in seiner geschichtlichen Entwicklung, Hildesheim 19313, Nachdr. 1962.
- Encyclopaedia Judaica (Red.: Jakob Klatzkin / Ismar Elbogen), Bd.1–10, Berlin 1928–1934.
- Heidenhain, Brigitte: Juden in Wriezen. Ihr Leben in der Stadt von 1677–1940 und ihr Friedhof (Pri ha-Pardes 1), Potsdam 2007.
- Kessler, Katrin: Die Bauwerke der jüdischen Gemeinde in Schwedt / Oder (Kleine Schriften der Bet Tfila-Forschungsstelle für jüdische Architektur in Europa), Braunschweig 2007.
- Klapheck, Elisa: Fräulein Regina Jonas. Kann die Frau das rabbinische Amt bekleiden? Teetz 2000.
- Nachama, Andreas / Schoeps, Julius H. / Voollen, Edward van [Hg.]: Jüdische Lebenswelten. Essays, Berlin 1991.
- Spiegel, Paul: Was ist koscher? Jüdischer Glaube – jüdisches Leben, Berlin 2005.
- Stern, Marc: Was ist Judentum? Die häufigsten Fragen und ihre Antworten, Frankfurt /M. 2001.
- Vries, S. Ph., de: Jüdische Riten und Symbole (Nachdr. d. Ausg. v. 1927 / 1932), Reinbek b. Hamburg 1995.
- Wallach-Faller, Marianne: Die Frau im Tallit. Judentum feministisch gelesen, Zürich 2000.
- Werner, Hansjürgen: Eine Stein Zeit Geschichte. Der »Gute Ort« der Kinder von Zehdenick (mit einem Vorwort von Paul Spiegel), Blieskastel 2002.
- Weissleder, Wolfgang: Der gute Ort. Jüdische Friedhöfe im Land Brandenburg, Potsdam 2002.

Möglichkeiten für den Unterricht

- Besuch einer Synagoge oder eines jüdischen Friedhofes anhand gemeinsam erarbeiteter Aufgabenstellungen (s. Liste der Synagogen und jüdischen Friedhöfe Brandenburgs im Kapitel 5 (Regionalgeschichte). Vorherige Anmeldung und Terminvereinbarung beachten!
- Vergleiche von jüdischen, christlichen und moslemischen Gotteshäusern (sinnvoll: Ortsbegehung)
- Vergleiche von jüdischen, christlichen und moslemischen Friedhöfen (sinnvoll: Ortsbegehung)
- Thementisch mit Kinder-, Jugend- und Fachbüchern zum Thema (zum Thementisch, s. S. 18)
- Arbeit mit Quellentexten über das Leben jüdischer Kinder in Deutschland heute, z. B. Brum, Alexa / Heuberger, Rachel u. a. [Hg.]: Ich bin, was ich bin, ein Jude. Jüdische Kinder in Deutschland erzählen, Köln 1995.

- Gemeinsames Erarbeiten von didaktischem Unterrichtsmaterial zum Thema, z. B. Memory, Kreuzworträtsel oder Würfelspiele mit Fragen
- außerhalb des Unterrichtes: Gemeinsames Projekt (Aufführung des Purimspiels oder historische Spurensuche) mit den Kindern der jüdischen Gemeinde am Ort (dies praktiziert z. B. die Moses Mendelssohn Akademie Internationale Begegnungsstätte Halberstadt: www.moses-mendelssohn-akademie.de)

Unterrichtsidee

<i>Thema</i>	Besuch eines jüdischen Friedhofs
<i>Fach/Klassenstufe</i>	LER 6
<i>Unterrichtseinheit</i>	<i>Möglichkeit 1:</i> Innerhalb eines Zyklus zur Einführung in die Grundlagen des Judentums, Christentums und Islam <i>Möglichkeit 2:</i> Innerhalb einer Projektwoche zum Thema Judentum (z. B. Montag: Grundlagen des Judentums; Dienstag: Der Schabbat /jüdische Feste; Mittwoch: Jüdischer Kinderalltag heute; Donnerstag: Der jüdische Friedhof; Freitag: Kaschrut)
<i>Zeit</i>	Projekt, Exkursionstag und mind. 3 Doppelstunden
<i>Medien</i>	Sach- und Jugendbücher zum Thema jüdische Friedhöfe in Deutschland, z. B. Weißleder, Wolfgang: Der gute Ort. Jüdische Friedhöfe im Land Brandenburg, Potsdam 2002, mehrbändiges allgemeines Lexikon, Computer mit Internetanschluss

Ziele der Lerneinheit

- Einführung in die Bedeutung des Friedhofs generell und des jüdischen Friedhofs speziell
- Erkundung der Geschichte der Juden des Ortes anhand der Geschichte und der Grabsteine des Friedhofs
- Jüdische Geschichte als Teil der Regional- und Heimatgeschichte begreifen
- Bedeutung verschiedener Grundbegriffe kennen lernen, z. B. Totenruhe, Kohen, Tahara-Haus, Bet haChaim (»Haus des Lebens«), Bet haOlam, (»Haus der Ewigkeit«) etc.
- Förderung einer bewussten Wahrnehmung des jüdischen kulturellen und religiösen Lebens am Ort bzw. in Nachbarstädten durch Besuch des jüdischen Friedhofs
- Bewusstwerdung der Gemeinsamkeiten und Verschiedenheiten von jüdischen, christlichen und moslemischen Friedhöfen (sinnvoll: Ortsbegehung)

- Wahrnehmen und Entschlüsseln der jüdischen Grabsymbolik
- Einführung in die Grundlagen des historischen Forschens: möglichst viele Informationen und Methodenvielfalt sind nötig, um Tatsachen herauszufinden und als »Wahrheit« zu belegen
- Kulturelle Vielfalt kennen lernen, akzeptieren, als Bereicherung wahrnehmen
- durch Wissen Vorurteile abbauen bzw. verhindern

Hinweise beim Besuch eines jüdischen Friedhofs

- Generell sollte die jüdische Geschichte nicht allein anhand eines Friedhofbesuchs thematisiert werden, der das Judentum als etwas rein Vergangenes implizieren kann. Dem Friedhofbesuch sollten z. B. die Einführung in die Grundlagen des Judentums (Kap. 1) oder Einblicke in andere Aspekte des Judentums vorangegangen sein.
- Jungen und Männer müssen eine Kopfbedeckung tragen.
- Respektvolles Verhalten ist obligatorisch. Dies bedeutet, keine Grabstellen betreten, sich nicht auf Grabsteine setzen oder stützen, nicht essen, trinken, rauchen. An den jüdischen Feiertagen darf ein Friedhof nicht betreten werden.
- Manche Friedhöfe sind verschlossen, Gemeindeamt oder jüdische Gemeinde verwahren die Schlüssel.

Vorbereitung der Lehrenden

- Sinnvoll wäre es, eine Unterrichtseinheit zu den Grundlagen des Judentums (s. Kap. 1) dem Besuch eines jüdischen Friedhofs voranzustellen.
- Bereitstellung von möglichen Arbeitsunterlagen und Materialien: Die **Recherche** nach Materialien ist zeitintensiv und bedarf einer fundierten Vorbereitung durch die Lehrkraft
- **Fundorte:** Stadtarchiv oder Gemeindearchiv, evtl. jüdische Gemeinde, Schulbibliothek, Stadtbibliothek, Geschichtswerkstätten, Heimatverein
- Speziell zum jüdischen Friedhof Wriezen gibt es umfangreiches Archivmaterial aus dem Brandenburgischen Landeshauptarchiv, dem Kreisarchiv Märkisch-Oderland, dem Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, dem Centrum Judaicum Archiv. Dies ist bereits in der angegebenen Literatur von Heidenhain aufbereitet.
- **Materialien: in den Archiven:** z. B. vorbereitete Urkunden / Quellen etc., Stadtpläne aus verschiedenen Zeitepochen; Namenslisten der jüdischen Einwohner des Ortes, Bilder, alte Stiche, Fotografien von Personen, Familien, Kindern, lokale

Dokumentationen etc., Interviews

in Bibliotheken: Ortschroniken, Fachliteratur (s. o.)

- Vorbereitung des Friedhofbesuchs: Anfahrtsplan, Besuchszeiten und Aufschließung des Friedhofs durch zuständige Behörden oder Personen sicherstellen
- Kopfbedeckungen für die Jungen und Männer vorbereiten

Möglicher Unterrichtsverlauf:

Einstieg

- Die Unterrichtseinheit könnte mit einem stummen Impuls, dem Zeigen eines großformatigen Fotos eines jüdischen Friedhofs aus Brandenburg, beginnen.
- Sch beschreiben das Foto, assoziieren, vergleichen mit bekannten Friedhöfen, Grabsteinen
- L weist auf einen jüdischen Friedhof hin, der sich evtl. in der Nähe der Schule befindet
- Sch entwickeln gemeinsam Fragestellungen zum Thema »jüdischer Friedhof«, z. B.:
 - Existiert der Friedhof heute noch, in welchem Zustand, bzw. was steht an seiner Stelle? (Evtl.: Warum wurde er aufgelöst? Wann? Von wem?)
 - Wie alt ist der Friedhof, der älteste Grabstein?
 - Welche Funktion hat ein Grabstein / ein Friedhof überhaupt?
 - Wann wurde er errichtet? Von wem?
 - Wo hat man vorher die Verstorbenen begraben? Wie hat man die Toten dorthin transportiert?
 - Ob die heutigen Bewohner noch etwas darüber wissen?
 - Gibt es noch Fotos vom Friedhof?
 - Wer wurde dort begraben?
 - Welche Schrift sehen wir? (wir können sie abschreiben, vielleicht entziffern, vielleicht liest uns jemand vor)?
 - Worin unterscheiden sich die hebräischen und deutschen Grabinschriften?
 - Unterschiede der bürgerlichen Namen zu den jüdischen Namen?
 - Welche Namen gibt es, welche Familien gehören evtl. zusammen?
 - Wo sind die Kindergräber, warum starben die Kinder jeweils?
 - Welches ist das älteste, welches das jüngste Grab?
 - Warum wurde ab einem bestimmten Zeitpunkt niemand mehr begraben?
 - Gibt es alte Karten, Stadtpläne oder aktuelle Pläne, die den Friedhof verzeichnen? (in Touristeninformationen erhältlich)

- Was berichten die Gräber und der Friedhof über das Leben der jüdischen Gemeinde?
- Welche Bräuche gibt es bei einem jüdischen Begräbnis? etc.
- Sch wählen eine oder mehrere Fragestellungen zum Beantworten
- Sch finden sich in Interessensgruppen zusammen und wählen frei sowohl die Arbeitsmaterialien wie auch die Form, in der das Arbeitsergebnis präsentiert werden kann

Erarbeitungsphase

- Auf der Basis der jeweiligen von den Sch gewählten Arbeitsmaterialien und den jeweiligen Präsentationsformen der Arbeitsergebnisse sind folgende Arbeitsmethoden und deren Teilschritte denkbar:
 - Ortsbegehungen und Arbeit mit Bildern, Fotos und Begehungen mit evtl. Zeitzeugen (Interviews). Sie sind der reinen Vermittlung durch Sprache generell vorzuziehen.
 - Kontakte mit evtl. Zeitzeugen / Ortskundigen aufnehmen, Interviews erarbeiten (z. B. gemeinsamen Fragenkatalog entwerfen) und durchführen.
 - Recherche nach Texten, Bildern, evtl. Briefen (s. o.), auch im Internet – Lesen und Verstehen, nach Aussagekraft beurteilen.
 - Entdecken und Forschen in vorbereiteten und / oder durch die Sch recherchierten Materialien = Quellenarbeit.
 - Auswahl und Eingrenzung der Materialien nach eigenen Kriterien.
 - Informationen über den Friedhof und die Gräber erschließen, aufbereiten und ordnen
 - dabei Zusammenhänge zur jüdischen Gemeinde des Ortes herausfinden und herstellen.
 - Erstellen einer Chronologie des Friedhofes parallel zur Chronologie der jüdischen Geschichte des Ortes.
 - Foto des Friedhofes erstellen, mit historischen Aufnahmen vergleichen.

Ergebnissicherung

- thematische Karten / Stadtplan anfertigen; Führung auf dem Friedhof, z. B. für andere SchülerInnen oder OrtsbewohnerInnen erarbeiten; Plakate anfertigen, evtl. zu einer Ausstellung zusammenstellen.

Abschluss

- Präsentation der Ergebnisse in der gewählten Form (Karte des Friedhofes, Stadtplan, Plakate, Ausstellung, Führung) im Sitzkreis oder vor der Parallelklasse, den Eltern oder einem evtl. größeren Publikum oder am Friedhof selbst.

3

Rosch haSchana und Chanukka – Das jüdische Jahr und seine Feste

Lehrplanbezug

Sachunterricht 3/4:

Themenfeld 2: Zusammenleben: Kulturelle Vielfalt: unterschiedliche Lebensweisen, Traditionen, Religionen

Anforderung: kulturelle Vielfalt als persönliche Bereicherung wahrnehmen.

oder Themenfeld 5: Zeit und Geschichte verstehen: Zeit einteilen: Kalender einer anderen Kultur, jüdischer oder islamischer Kalender

Anforderung: Möglichkeiten der Zeitmessung untersuchen und vergleichen.¹

LER 5/6:

Thema Weltbilder, Kulturen, Interkulturalität: Wahrnehmung der Verschiedenheiten der Weltansichten und Lebensweisen, Respekt vor religiösen und anderen Weltdeutungen, Achtung und Toleranz; Grundkenntnisse zu den einzelnen Religionen; Merkmale und Unterschiede unterschiedlicher Lebensweisen, Feste und Riten.

evtl. auch Geschichte 5/6:

Themenfeld 2: Große Reiche und Kulturen im Mittelmeerraum: Das Judentum als eine der Religionen in der Antike bzw. im Römischen Reich

oder: Das Erbe der Antike (Variante B): Errungenschaften der Antike: »friedliches Neben- und Miteinander verschiedener Kulturen und Religionen (Hellenen, Ägypter, Juden)«.²

Thematische Einführung

Ähnlich dem Kirchenjahr im Christentum besitzt das jüdische religiöse Jahr einen eigenen Kalender mit zahlreichen Fest-, Gedenk- und Trauertagen.

Welche Feste feiern jüdische Kinder? Wann beginnt im Judentum das neue Jahr? Gibt es Ähnlichkeiten zwischen Chanukka und Weihnachten? Was

¹ Vgl. Lehrplan: http://www.bildung-brandenburg.de/fileadmin/bbs/unterricht_und_pruefungen/rahmenlehrplaene/grundschule/rahmenlehrplaene/pdf/GS-Sachunterricht.pdf, S. 39, 43.

² Vgl. Lehrplan: http://www.bildung-brandenburg.de/fileadmin/bbs/unterricht_und_pruefungen/rahmenlehrplaene/grundschule/rahmenlehrplaene/pdf/GS-Geschichte.pdf, S. 35f.

verbindet Ostern mit Pessach? Vom Dreidelenspiel, der Chanukkia und dem Purimspiel erzählt dieses Kapitel, vom Schofar und der Bedeutung des jüdischen Jahreskreislaufs und seinen Festen, die vor allem auch für Kinder einen großen Reiz besitzen. Chanukka und der Bau eines Chanukkaleuchters (und Dreidels) stehen im Zentrum der Unterrichtsidee.

Das jüdische Jahr

Der jüdische Kalender ist vorwiegend ein Mondkalender. Mit jedem Neumond beginnt ein neuer Monat. Da der Mond für eine Erdumkreisung jedoch 29,5 Tage benötigt – ein Monat zählt daher im Judentum 29 oder 30 Tage – besitzt ein Jahr 354 Tage. Dies sind gegenüber dem Sonnenjahr elf Tage weniger. Das bedeutet, dass bereits nach drei Jahren die jahreszeitlich gebundenen Feste, etwa Pessach als Frühlingsfeier, schon mehr als vier Wochen früher stattfinden müsste. Aus diesem Grund wird in regelmäßigen Abständen (siebenmal innerhalb von 19 Jahren) vor dem sechsten Monat, Adar, ein Schaltmonat eingeschoben. Diesen nennt man *Adar scheni* (»zweiter Adar«).

Das jüdische Jahr beginnt im Herbst, da nach der biblischen Schöpfungsgeschichte die Welt im Herbst erschaffen wurde. Anhand der in der Bibel beschriebenen historischen Ereignisse und Genealogien hat man das Jahr 3761 v. Chr. als Jahr der Schöpfung errechnet und zählt seit etwa dem 9. Jahrhundert n. Chr. die Jahre nach dieser Chronologie. Das Jahr 2008/2009 nach gregorianischer Zählung, die auf einer christlichen Deutung der Geschichte beruht, entspricht daher dem jüdischen Jahr 5769. Zwischen der jüdischen und der bürgerlichen Zeitrechnung bestehen demnach 3760 Jahre Unterschied, allerdings rechnen die meisten Juden im weltlichen Kalender.

Die Monatsnamen des jüdischen Kalenders entstanden in der Zeit des Babylonischen Exils (585 oder 587 bis 538 v. Chr.), nachdem Jerusalem 587 v. Chr. unter dem babylonischen König Nebukadnezar II. erobert wurde und die Juden in Babylon in Gefangenschaft waren. Der Name des ersten Monats beispielsweise, Tischri, stammt von aramäisch *schera/scherei* »beginnen« und entspricht den Monaten September/Oktober.

Der Tag beginnt nach biblischem Vorbild nach Sonnenuntergang bzw. sobald drei Sterne am Himmel zu sehen sind und dauert bis zum Sonnenuntergang des nächsten Tages. Dies ist bereits in der Schöpfungsgeschichte im 1. Buch Mose 1,5 grundgelegt: »Es wurde Abend, es wurde Morgen: erster Tag.« Die Tatsache, dass wir heute unsere Woche in sieben Tagen einteilen, verdanken wir dem jüdischen Kalender, der sich ursprünglich an babylonischen Zeitmessungen orientiert hatte. Die herausragende Bedeutung des Schabbat, des siebten Tages der Woche, wurde vom Christentum übernommen und auf den Sonntag, als den Tag der Auferstehung Jesus von Nazareth, übertragen. Mit ihm begann die

Die jüdischen Monate mit Festkalender

1.	Tischri	entspricht September / Oktober	Rosch haSchana (Neujahr) 1. und 2. Tischri Jom Kippur (Versöhnungstag) 10. Tischri Sukkot (Laubhüttenfest) 15.–21. / 23. Tischri Simchat Tora (Tora-Freudenfest) 23. Tischri
2.	Cheschwan	Oktober / November	enthält keine Fest- und Gedenktage
3.	Kislew	November / Dezember	} Chanukka (Lichterfest) } 25. Kislew bis 3. Tewel
4.	Tewet	Dezember / Januar	
5.	Schewat	Januar / Februar	Tu biSchwat (Neujahr der Bäume) 15. Schewat
6.	Adar	Februar / März	Purim (Losfest) 14. / 15. Adar
7.	Nissan	März / April	Pessach 15.–21. / 22. Nissan
8.	Ijar	April / Mai	Lag ba omer (»der 33. im Omer«) 18. Ijar
9.	Siwan	Mai / Juni	Schawuot (Wochenfest) 6. / 7. Siwan
10.	Tammus	Juni / Juli	keine Fest- und Gedenktage
11.	Aw	Juli / August	zwei Trauertage: 9. Aw und 15. Aw
12.	Elul	August / September	keine Fest- und Gedenktage

Woche; seit 1976 gilt der Montag als Wochenbeginn. Wie der Schabbat bereits am Freitag mit der Abenddämmerung beginnt, so ist der »Sonnabend« der Vorabend des Sonntags, der erst 321 n. Chr. in Abgrenzung zum Judentum von der christlichen Kirche unter Kaiser Konstantin I. zum allgemeinen Ruhetag ernannt wurde.

Die Tage haben mit Ausnahme des Schabbat, des siebten Tages, von hebr. *schewa*, »7«, aber auch *laschewet*, »sitzen«, keine Namen. Sie werden gezählt, wobei *Jom* das hebräische Wort für »Tag« ist: *Jom Rischon* (»erster Tag«, Sonntag), *Jom Scheni* (»zweiter Tag«, Montag), *Jom Schlischi* (»dritter Tag«, Dienstag), *Jom Revi'i* (»vierter Tag«, Mittwoch), *Jom Chamischi* (»fünfter Tag«, Donnerstag) und *Jom Schischi* (»sechster Tag«, Freitag).

Jüdische Feste – eine Auswahl

Im Judentum gibt es eine Vielzahl von Festen, Gedenk- und Feiertagen. Ihre Bedeutung wird erst vor historischem Hintergrund verständlich, da einige dieser Feste in biblischer Zeit unter Einfluss des agrarisch bestimmten Jahres, beispielsweise aus Saat- und Erntebräuchen entstanden, oder aber sich an religiös-politischen Ereignissen der israelitischen Siedlungsgeschichte oder des babylonischen Exils (ca. 587–538 v. Chr.) orientierten. So gibt es die drei Wallfahrtsfeste Sukkot, Pessach, Schawuot, die hohen Feiertage mit ernstem Charakter, Rosch haSchana und Jom Kippur, sowie vorwiegend historische und fröhliche Feste wie Chanukka und

Purim. Daneben existieren auch verschiedene Trauertage, die oft mit Fasten verbunden sind: Jom haShoa, die Omer-Zeit, das Ester-Fasten, der 17. Tammus (meist im Juli), der neunte Aw, sowie private Trauertage.

Manche hohe Feiertage werden außerhalb des Landes Israel zwei Tage lang gefeiert. Dieser Brauch entwickelte sich in den jüdischen Gemeinden außerhalb Palästinas, da man sicher gehen wollte, dass weltweit alle Juden zum richtigen aber auch gleichen Zeitpunkt die Feier- und Gedenktage begehen. Trotz der heute exakten Zeitberechnungsmöglichkeiten hat sich der Brauch, manche Feste zweitägig zu feiern, bis heute erhalten.

Aus dieser reichen Festkultur wird im Folgenden eine Auswahl näher vorgestellt. Die Anordnung der Feste erfolgt gemäß ihrem Ablauf im Jahr, beginnend mit dem Neujahrsfest Rosch haSchana:

Rosch haSchana (Neujahr)

Das jüdische Neujahrsfest Rosch haSchana, »Anfang/Kopf des Jahres«, ist mit Jom Kippur einer der beiden höchsten jüdischen Festtage. Es wird im Herbst, am 1. und 2. Tischri (September / Oktober), gefeiert, in einigen Reformgemeinden nur am 1. Tischri. 2008 beispielsweise fällt Rosch haSchana auf den 30. 09. / 1. 10. (2009: 19. / 20. 09.). Das neue Jahr beginnt nach einer auf biblischer Überlieferung beruhenden Vorstellung, dass die Welt am ersten Tischri erschaffen wurde. Diesem säkularen »Geburtstag der Welt« steht der religiös begründete Jahresanfang am 1. Nissan gegenüber, dem Monat des Frühlings und des Auszugs des jüdischen Volks aus Ägypten.

Mit Rosch haSchana beginnen die zehn Bußtage, zehn Tage der »inneren Umkehr«, die mit dem höchsten Feiertag, dem Versöhnungstag Jom Kippur gekrönt sind.

Doch Rosch haSchana ist mehr als der Neubeginn des Jahres. An diesem Tag erhält jeder Mensch die Aufrichtung und Chance zur inneren Umkehr. Jeder Mensch kann sich aus freiem Willen einer guten Lebensführung widmen. Im Synagogengottesdienst wird an diesem Tag das **Schofar** geblasen, ein gebogenes Widderhorn, das mit seinem eindringlichen langgezogenen Ruf eine Zäsur setzt und mahnt, innere Einkehr zu halten, das eigene Verhalten im vergangenen Jahr kritisch zu bedenken, gegebenenfalls zu bereuen und für das neue Jahr neue Vorsätze zu fassen, die Verantwortung vor Gott und den Menschen neu zu übernehmen.

Das Schofar zu hören ist mit das wichtigste Gebot an diesem Tag. Im Gottesdienst wird an die Verbindung mit Gott und die Befreiung von Schuld erinnert. Die liturgische Farbe in der Synagoge ist deshalb die Trauerfarbe weiß.

Das Innhalten in der Geschäftigkeit des Alltags und die stete Umkehr zu Gott durch die aktive Erfüllung der Gebote ist ein wesentlicher

Bestandteil des Judentums. Viele Juden bereiten sich auf Rosch haSchana und die Bußtage vor, indem sie intensiv beten, in die Mikwe (rituelles Tauchbad) gehen, die Synagoge besuchen, aber auch fasten und die Gräber ihrer Vorfahren aufsuchen.

Die nun folgenden zehn Bußtage dienen ebenso diesen Anliegen. Sie bieten die Möglichkeit, zu verzeihen und andere um Verzeihung zu bitten. Ihnen liegt die traditionelle Vorstellung zugrunde, Gott habe im Himmel nun zehn Tage lang die Bücher des Gerichts über jeden einzelnen Menschen geöffnet und nehme Änderungen vor. Erst an Jom Kippur wird das Urteil besiegelt. Denn dieser Tag gilt nicht nur als Tag der Rechenschaft, sondern auch als Tag des Gerichts. Hier war die Opferung Jitzchaks (Isaaks) begonnen worden – dies ist auch Thema der Toralesehung. Wie Gott Erbarmen mit Jitzchak hatte und seinen Opfertod verhinderte, stattdessen das Opfer eines Widders anerkannte, so betet jede/r um das Erbarmen Gottes, dass dieser die Sünden nachsehen möge.

Auch für Kinder hat der Jahresanfang eine Bedeutung. Er dient der Gewissensbildung und der ersten Einsicht in die Verantwortung eigener Handlungen. In manchen Familien ist es üblich, in einem Brief die Eltern um Verzeihung zu bitten.

An Rosch haSchana tauscht man auch gute Wünsche aus, die Zeitungen sind voll von Glückwunschinseraten. Man wünscht sich *Schana towa*, »Ein gutes Jahr« oder *LeSchana towa tikatewu*, »Möget ihr eingeschrieben sein für ein gutes Jahr«.

Im Kreis der Familie findet eine feierliche Mahlzeit statt. Den Geburtstag der Welt begeht man mit süßen Speisen, wie **Brot und Äpfel mit Honig** sowie süße und rund wie das Jahr geflochtene **Challot**, feine Hefebrote aus Weizenmehl, damit das neue Jahr gut und süß werde. Zum Teil wird auch Fisch gegessen als Symbol der Fruchtbarkeit. Man serviert **Granatäpfel** oder Trauben mit vielen Kernen, die symbolisch für viel Glück und Gesundheit stehen. Dazu spricht man den Segen über die Baumfrüchte:

»Gelobt seist Du, Ewiger, unser Gott, König der Welt, der Du die Frucht des Baumes erschaffen. Möge es Dein Wille sein, Ewiger, unser Gott und Gott unserer Väter, dass Du für uns ein gutes und süßes Jahr erneuerst.«

Ein besonderer Neujahrsbrauch, wie er etwa von jüdischen Gemeinden in Deutschland bis ins frühe 20. Jahrhundert gepflegt worden ist, ist das **Taschlich-machen**. (*Taschlich* heißt »du sollst werfen«). Man geht nach dem Mincha-Gebet, dem Nachmittagsgebet, zu einem Bach oder Fluss und leert unter Gebeten die Mantel- und Jackentaschen aus, wendet die Kleidung und wirft symbolisch mit den Krümeln und dem Staub die Sünden von sich.

Jom Kippur (Versöhnungstag)

Der höchste jüdische Feiertag ist der Versöhnungstag Jom Kippur («Tag der Versöhnung» von hebr. *kiper* »sühnen«). Dieser heiligste Tag des Jahres wird im Herbst am 10. Tischri gefeiert und ist der letzte der mit dem Neujahrsfest Rosch haSchana beginnenden zehn Bußtagen. Er wird weltweit nur eintägig gefeiert. 2008 beispielsweise fällt Jom Kippur auf den 09.10. (2009: 28.09.)

Für Jom Kippur gelten alle Schabbatge- und -verbote, also auch das Arbeitsverbot. Zusätzlich wird streng gefastet. Dies dient der Kasteiung und Reinigung der Seele und ist ein fühlbares Zeichen der Buße. Eine halbe Stunden vor der Abenddämmerung beginnt bereits die Abstinenz von Nahrung und Getränken. Ebenso verzichtet man 25 Stunden lang auf Körperreinigung, Rasieren und Kosmetikartikel sowie auf Sexualität und das Tragen von Lederschuhen. Die Abhängigkeit des Menschen von allem Irdischen, das einer seelischen Reinheit und damit der Nähe zu Gott im Wege steht, wird an diesem Tag grundlegend in Frage gestellt. Die Sühnung des vergangenen Lebenswandels, der Fehler und Sünden steht – und das ist das Wesentliche dieses Tages – in der persönlichen Verantwortung jedes und jeder Einzelnen und ist unabhängig von Gottesdiensten, Opfern oder Rabbinern. Das Zusammenwirken von menschlicher Einsicht, Bemühung und göttlicher Barmherzigkeit bewirkt die Läuterung der Seele.

In Israel herrscht an Jom Kippur Stillstand, es gibt kein Fernsehen, kein Radio, keine Nachrichten. Der öffentliche Verkehr, auch der Flugverkehr ruht. An diesem Tag gedenkt man auch jährlich der Toten des Jom Kippur Kriegs. 1973 hatten Ägypten und Syrien an Jom Kippur einen Überraschungsgangri auf Israel gestartet.

Dieser Fastentag – es ist der einzige in der hebräischen Bibel genannte – ist wie Rosch haSchana der Tag des Gerichts und der persönlichen Buße und Umkehr. An Rosch haSchana wird das Urteil über den Menschen gesprochen, an Jom Kippur wird es besiegelt.

Diesen Tag verbringt man vorwiegend in der Synagoge, dort werden insgesamt fünf Gottesdienste gefeiert. Gebetet wird vor allem das feierliche Sündenbekenntnis, hebr. *Widduj*. Ursprünglich wurde im Tempel zur rituellen Entsühnung des gesamten jüdischen Volkes ein Bock geopfert. Daher stammt der Begriff »Sündenbock«.

Der Vorabendgottesdienst trägt den Namen des bedeutenden Eingangsgebets *Kol Nidre*, »alle Gelübde«. Dieses gesungene Gebet hat die Beziehung des Menschen zu Gott zum Inhalt. Mit ihm werden alle persönlichen leichtfertig geleisteten und nicht eingehaltenen Schwüre und Versprechungen gegenüber Gott aufgelöst. Das Kol Nidre ist die bekannteste Melodie im synagogalen Gottesdienst. Es wurde bereits im Mittelalter gebetet. Damals hatte es den Sinn, dass mit dem Tod bedrohte

Juden, die zum Übertritt zum Christentum oder Islam gezwungen wurden, diese Gelübde vor Gott ungültig machen konnten.

Zum Gedenken an die Verstorbenen wird der *Jiskor*, das Gedächtnisgebet für Verstorbene gesprochen. Für Nahestehende und Verwandte, die im vergangenen Jahr gestorben sind, zündet man eine Kerze, ein »Seelenlicht«, das *Ner Neschama*, an, das 24 Stunden brennen soll.

Der Tag endet nach dem Abschlussgebet *Neila*, »Schließung«, da nun die »himmlischen Bücher« für ein Jahr geschlossen werden. Noch einmal wird das Schofar, das gebogene Widderhorn, geblasen. Anschließend beginnen die Vorbereitungen für Sukkot.

Sukkot (Laubhüttenfest)

Das Laubhüttenfest beginnt fünf Tage nach Jom Kippur, am 15. Tischri und dauert sieben Tage, denen in Israel noch ein, in der Diaspora zwei Feiertage hinzugefügt werden. Die beiden ersten Tage sind Feiertage, die darauf folgenden Tage Halbfeiertage.

Der Name Sukkot ist die Pluralform von hebr. *Sukka* und bedeutet »Hütte, Laubhütte«. Nach biblischem Verständnis ist es während des Laubhüttenfestes obligatorisch, mit der ganzen Familie in einer Sukka zu wohnen oder zumindest die Mahlzeiten darin einzunehmen, falls es bereits zu kühl ist, da Sukkot meist im Oktober gefeiert wird. 2008 zum Beispiel vom 14. bis 20. Oktober, 2009 vom 3. bis 9. Oktober.

Die Sukka ist eine meist provisorisch erbaute Hütte, die kein festes Dach besitzt, sondern mit Zweigen, Stroh oder Reisig gedeckt ist, so dass sowohl die Sonne als auch die Sterne hindurchscheinen können. Jede Synagoge errichtet jährlich eine Sukka, nach Möglichkeit auch jede Familie, zum Teil auch auf Balkonen. Sie wird meist wohnlich gestaltet und geschmückt. Viele jüdische Familien hatten und haben in ihren Häusern einen Raum, dessen Dach entfernt werden kann, so dass man dort jedes Jahr Sukkot feiern kann.

In Brandenburg hat sich eine historische Sukka erhalten. Sie gehörte der Familie Hirsch im Eberswalder Stadtteil Messingwerk und befand sich am Balkon des Alten Hüttenwerkes neben ihrer Villa im ersten Stock. 2006 wurde sie demontiert.³ Möglicherweise kann sie nach der Restauration im Rahmen des Unterrichts besichtigt werden.

Sukkot ist neben Pessach und Schawuot das wichtigste der drei Wallfahrtsfeste, an dem in biblischer Zeit männliche Juden verpflichtet waren, zum Tempel nach Jerusalem zu wallfahrten und dort Opfer darzubringen. Noch in der Zeit des zweiten Tempels zu Jerusalem, bis 70 n. Chr., strömten an Sukkot zahlreiche Pilger bis von Kleinasien nach Jerusalem. Eine besondere Bedeutung hatte damals auch das ausgesprochen fröhliche

³ Vgl. Kuchenbecker, Arnold: Die Laubhütte (Sukka), in: Eberswalder Jahrbuch 2007/2008, voraussichtlich S. 106–109.



Sukka im ersten Stock des alten Hütten-Amtes neben der Villa Hirsch, Eberswalde Stadtteil Messingwerk.

In ihr wurde bis 1932 Sukkot gefeiert

Fest des Wasserschöpfens. Nach der Zerstörung des zweiten Tempels im Jahr 70 n. Chr. durch die Römer jedoch veränderte sich die Festgestaltung beträchtlich und wurde zunehmend ernsthaft.

Sukkot hat zwei Bedeutungen: Zum einen ist es ein Fest aus Dank an Gott für das Wunder, aus der ägyptischen Knechtschaft gerettet worden zu sein: Zur Erinnerung an die Wüstenwanderung des Volkes Israel nach seinem Auszug aus Ägypten im 13. Jahrhundert v. Chr., verlässt man die Häuser und begibt sich in provisorische Wohnstätten, gemäß dem 3. Buch Mose 23, 42–43: »Sieben Tage sollt ihr in Laubhütten wohnen [...], damit eure kommenden Generationen wissen, dass ich die Israeliten in Laubhütten wohnen ließ, als ich sie aus Ägypten herausführte.«

Um sich das notdürftige Leben während des Wüstenzuges zu vergegenwärtigen, soll neun Tage lang in einer provisorischen Behausung gewohnt und geschlafen werden. Möglicherweise aber sind die Laubhütten auch ein Symbol für die Unterkünfte während der Zwangsarbeit der Israeliten in Ägypten. Das Unterwegs- und Heimatlossein kann jedenfalls in einer Laubhütte leicht nachempfunden werden, besonders dann, wenn es regnet und stürmt.

Sukkot ist aber auch gleichzeitig als Erntefest eines der ältesten Feste des Judentums. Ein anderer Name lautet *Chag haAssif* und bedeutet »Fest des Einsammelns«. Vermutlich hatten es die biblischen Israeliten von den Kanaanäern übernommen. An diesem ursprünglich ausgelassenen fröhlichen Fest wird Gott für das erfolgreiche Einbringen der Ernte, besonders der Obst- und Weinernte, gedankt und um Regen gebetet.

Symbol der Ernte, des Danks und der Bitte um Fruchtbarkeit ist ein besonderer Feststrauß, der *Arba'a minim*, »vier Arten« heißt oder auch *Lulaw*, nach dem Palmwedel der Dattelpalme (*Lulaw*). Dieser symbolisiert die Allgegenwart Gottes und besteht aus einem Gebinde von einem Zweig der Dattelpalme, drei Myrten- und zwei Bachweidenzweigen und

dem *Etrog*, einer gelben zitronenähnlichen Zitrusfrucht, die auch Paradiesapfel genannt wird. Denn laut einem *Midrasch* (Bibelauslegung) war es die Frucht, die Adam im Paradies gegessen hatte.

Zusätzlich wird mit Sukkot auch die Einweihung des Salomonischen Tempels zu Jerusalem um 950 v. Chr. verbunden, die an Sukkot stattgefunden hatte (vgl. 1 Könige 8,2). Der letzte Tag von Sukkot ist das »Tora-Freudenfest«, *Simchat Tora*, das allerdings nur in der Diaspora begangen wird.

Simchat Tora (Tora-Freudenfest)

Der letzte und neunte Tag von Sukkot ist das »Tora-Freudenfest«, hebr. *Simchat Tora*, das nur in der Diaspora begangen wird. 2008 zum Beispiel am 22., 2009 am 11. Oktober. An diesem Tag wird während des (Vor-)Abendgottesdienstes jedes Jahr der letzte der 54 Wochenabschnitte der Tora gelesen. Damit ist der einjährige Zyklus von Toralesungen in der Synagoge beendet. Während des Morgengottesdienstes beginnt man umgehend wieder mit dem 1. Buch Mose, mit der Schöpfungsgeschichte, und feiert diesen Tag seit dem Mittelalter in ausgelassener Freude und Dankbarkeit über das Geschenk Gottes, die Tora. Viele Männer werden namentlich zur Lesung aus der Tora aufgerufen, zum Teil auch Jungen, die noch nicht Bar Mizwa sind, das heißt noch nicht das 13. Lebensjahr vollendet und noch nicht die religiöse Volljährigkeit erlangt haben. Den Abschlussvers lesen oftmals Kinder vereint. Den ersten Abschnitt aus dem 1. Buch Mose zu lesen, ist eine große Ehre, die meist dem Ältesten oder Angesehensten der Anwesenden zuteil wird.

Zentraler Bestandteil von *Simchat Tora* ist die feierliche und farbenfrohe Prozession, in der nach dem Abendgebet und während des Morgengottesdienstes sämtliche vorhandenen Torarollen, auch die, die nicht mehr zur Lesung geeignet sind, aus dem Toraschrank genommen und siebenmal um den Almemor bzw. durch den Synagogenraum getragen werden. Kinder bereiten für diesen Anlass Fähnchen und Lichter vor und begleiten damit den tanzenden und singenden Zug. Alle, Frauen, Kinder, Männer, küssen die Torarollen.

Chanukka (Lichterfest)

Chanukka ist ein achttägiges fröhliches Fest im Dezember, das am 25. Kislew beginnt. 2008 zum Beispiel wird es vom 22. bis 29. Dezember gefeiert, 2009 vom 12. bis 19. Dezember. In Israel bleiben die Schulen acht Tage geschlossen, doch es besteht kein Arbeitsverbot.

Es ist das einzige jüdische Fest, das nicht in der Tora vorgeschrieben wird, sondern wie zahlreiche Gedenktage später in den Festkalender eingefügt wurde. Denn Chanukka ist die feierlich begangene Erinnerung an ein bedeutendes historisches Ereignis der jüdischen Geschichte, das

*Chanukkia*

im zweiten vorchristlichen Jahrhundert stattgefunden hatte. Chanukka bedeutet »Einweihung«. Gemeint ist die Wiedereinweihung des Tempels in Jerusalem im Jahre 165 v. Chr.

Bis ungefähr 200 v. Chr. hatten die Juden im damaligen Palästina weitgehend friedlich und frei unter verschiedenen Fremdherrschaften gelebt. Sowohl die Makedonier unter Alexander dem Großen (356–323 v. Chr.) als auch die ägyptischen Ptolemäer und syrischen Seleukiden, beides Nachfolgedynastien des Alexandrischen Großreiches, gestanden den Völkern ihres Vielvölkerstaates religiöse und juristische Autonomie zu, vermutlich unter der Bedingung, dass alle Völker ihre Normen schriftlich dokumentierten. Möglicherweise scheint in diesem Kontext die Tora verschriftlicht worden zu sein. Griechische Siedler wurden in die Provinzen gebracht, hellenistische Institutionen und Bauwerke wurden errichtet, viele Juden wurden zu Anhängern der hellenistischen Kultur.

Doch die weitgehende Selbstbestimmung unter der griechisch-hellenistischen Fremdherrschaft hielt nicht vor. Die syrischen Seleukiden – man nennt sie im Talmud schlicht »Griechen« – beschränkten die Religionsfreiheit der Juden. Zentrale Bestandteile des Judentums wie die Beschneidung, die Feier des Schabbat und das Studium der Tora wurden verboten, um die Juden zu hellenisieren und zur Aufgabe ihrer Religion zu zwingen. Unter dem seleukidischen König Antiochus IV. Epiphanes (175–164 v. Chr.) wurde der Tempel in Jerusalem entweiht. Man stellte dort eine Zeusstatue auf, opferte auf dem Altar Schweine, die nach jüdischer Vorstellung als unrein gelten, und plünderte den Tempelschatz. Ab 167 v. Chr. verbot Antiochus IV. die Ausübung der jüdischen Religion gänzlich.

165 v. Chr. schließlich organisierten die Juden unter Leitung des Landespriesters Matitjahu (griech. Mattatias) und seines Sohnes Judas Makkabäus eine militärische Revolte gegen die religiösen Unterdrücker. Im Folgejahr siegten sie unter Führung der Hasmonäer, die auch nach Judas Makkabäus Makkabäer genannt werden, gegen die syrisch-hellenistische Besatzung und erlangten 141 v. Chr. die politische Souveränität zurück.

Das Chanukka-Wunder ereignete sich jedoch, als die Juden zur Einweihung des Tempels die Menora, den siebenarmigen Tempelleuchter aus Gold, anzünden wollten. Es fand sich nur ein einziger mit dem Siegel des Hohepriesters verschlossener Krug mit reinem Öl, die Ration für einen Tag. Obwohl man sich mit unreinem Öl hätte behelfen können, hielt man sich streng an das jüdische Gesetz und setzte damit – neben dem militärischen Sieg – ein Zeichen wider die kulturellen Assimilierungsversuche der Hellenisten. Der Legende nach brannte die Menora mit ihren sieben Flammen dennoch acht Tage lang, so lange, wie man zur Herstellung neuen reinen Öls benötigte. Man beschloss, dieses Wunders jedes Jahr acht Tage lang festlich zu gedenken.

Jenes Wunder – von dem zwar erst im Babylonischen Talmud, 600 Jahre nach dem historischen Ereignis berichtet wird – ist der Anlass für die Feier von Chanukka, dessen Charakteristikum und Höhepunkt das tägliche Anzünden der Lichter am achtarmigen Chanukkaleuchter, der **Chanukkia**, ist. Daher wird es auch **Lichterfest** genannt.

Der achtarmige Leuchter ist strenggenommen auch eine Menora. Nur besitzt er in Erinnerung an das historische Ereignis acht Arme, in welche Öl gegossen und durch einen kleinen Docht entzündet werden. Mit Hilfe eines kleinen neunten Arms, dem sogenannten *Schamasch*, »Diener«, können die Flammen angezündet werden

In jüdischen Haushalten werden die Chanukka-Lichter, entweder Kerzen oder (Oliven-)Öl, jeden Abend angezündet, acht Tage lang. Am



*Das erste
Chanukkalicht
wird mit Hilfe des
Schamasch
angezündet,*

Middlesex 1989

ersten Abend eines, am zweiten Abend bereits zwei, bis die ganze Chanukkia leuchtet. Man spricht einen Segen über die Chanukkia und über das Wunder von Chanukka. Es gibt unzählige verschiedene kunstfertige und einfache Ausführungen von Chanukkaleuchtern. In manchen Städten wird auch mit einer ö entlichen Riesen-Channukia gefeiert. Fasten und ö entliche Trauer sind während dieser acht Tage nicht erlaubt.

Im familiären und freundschaftlichen Kreis trit man sich an den Abenden, isst in Öl gebratene Speisen, insbesondere *Latkes*, Kartoffelpuffer, oder *Sufganiot*, eine Art »Pfannkuchen« /Krapfen, um an das Wunder im Tempel zu erinnern.

Frauen sollen, während die Lichter brennen, nicht arbeiten, damit wird ihr Anteil an der Bewahrung des Judentums während der Zwangshellenisierung geehrt. Auch der Figur der Judith, die laut traditioneller Darstellung den seleukidischen Feldherrn Holofernes enthauptete und das jüdische Volk dadurch vor großen militärischen Verlusten bewahrte, wird an Chanukka gedacht.

Die Abende verbringt man mit Singen (z. B. *Maoz Tsur*, »Zuflucht, Fels ...«, ein Lied, das von den Leiden Israels seit seiner Knechtschaft in Ägypten, von Verfolgung und Erlösung erzählt) und Erzählungen der nachbiblischen Geschichten, aber auch mit Spielen. Vor allem die Kinder dürfen in diesen Tagen ausgiebig spielen.

Eine besondere Rolle spielt hier in aschkenasischen Kreisen der **Dreidel** (jiddisch für »Kreisel«) – in Anlehnung an die Zeit der hellenistischen Religionsverfolgung. Als es verboten war, Tora zu lernen, tarnten damals jüdische Kinder ihren Lerneifer mit Kreiselspiel.

Das Dreidelspiel

Die KreiselspielerInnen verfügen jeweils über ein Häuflein Nüsse oder Steinchen und drehen den Kreisel, der vier Seiten, mit je einem hebräischen Buchstaben besitzt. Zeigt das *Nun* nach oben, bedeutet es, du erhältst »nichts«. Liegt das *Gimel* oben, bedeutet es, nimm die Nüsse, die in der Mitte liegen »ganz«, *He* bedeutet nimm die »Hälfte«, *Schin* »Strafe« oder »Stell ein«, gib den Einsatz nochmals. Die vier Buchstaben zusammen sind eine Abkürzung von *nes gadol haja sham*, »ein großes Wunder geschah dort«.

Man spielt auch Kwittlech, eine Art Kartenspiel mit hebräischen Buchstaben und macht anspruchsvolle hebräischsprachige Zahlen-Rätselspiele, genannt Kattowes.

Durch seine zeitliche Nähe zu Weihnachten und die vorherrschende Bedeutung der Lichter erfuhr Chanukka in christlich geprägten Ländern eine zusätzliche Konnotation. Geschenke werden verteilt, nicht nur an Arme, wie ursprünglich üblich, sondern auch an Familienmitglieder und FreundInnen. In manchen Familien wird auch ein geschmückter Tannenbaum aufgestellt, bekanntlich ein ursprünglich keltischer Brauch zur Fei-

er der Wintersonnwende. Die beiden Aspekte von Chanukka, nämlich der religiöse Sieg wider die Assimilation und der politisch-militärische Sieg über Fremdherrschaft, stehen in jüdischen Familien und Gemeinden im Mittelpunkt des Feierns.

Gemeinsam mit der christlichen Religion ist sicherlich die Feier des Lichtes in der dunkelsten Jahreszeit. Auch in der vorchristlichen römischen Religion wurde in der Winterszeit ein Fest zu Ehren des Gottes Saturn begangen, an dem man Kerzen verschenkte.

Purim (Losfest)

Purim ist wie Chanukka ein fröhlicher Gedenktag, der an ein historisches Ereignis erinnert und seit dem Mittelalter karnevaleske Züge angenommen hat. Purim weist keinerlei religiöse Bezüge auf, entstand als einziges der jüdischen Feste in der Diaspora (im babylonischen Exil) und ist vielleicht auf Grund seiner »Weltlichkeit« außerordentlich beliebt.

An Purim gedenkt man der Errettung des jüdischen Volkes in der Zeit des babylonischen Exils (ca. 587–538 v. Chr.) durch die Jüdin Ester.

Die Purim-Geschichte beschreibt das Buch Ester, das zur hebräischen wie christlichen Bibel zählt. Dort wird berichtet, wie Haman, der oberste Minister des großpersischen Reiches unter König Ahasver, alle Untertanen verpflichtete, ihn zu verehren. Nur Mordechai, der Vorsitzende des Sanhedrin (oberste religiöse und politische jüdische Instanz), weigerte sich, einen Menschen anzubeten. Daraufhin beschloss Haman, Mordechai und mit ihm alle Juden zu vernichten. Nach der Zustimmung König Ahasvers warf Haman das Los für den Zeitpunkt – das persische Wort für Los ist *Pur*, Mehrzahl *Purim*. Es fiel auf den 15. Adar. An diesem Tag sollten alle Juden ermordet und ihre Habe geplündert werden. Jedoch war die zweite Frau Ahasvers die Jüdin Ester, die er angeblich in Unkenntnis ihrer Herkunft geheiratet hatte. Sie war außerdem die Nichte des Mordechai. Durch die Weitsicht Mordechais und die intelligente Diplomatie Esters gelang es schließlich, Haman als Übeltäter zu entlarven und auf Geheiß Ahasvers hinzurichten. Die Juden erhielten daraufhin die Erlaubnis, die Anhänger Hamans, 800 Mann, hinzurichten. Am 13. Adar erließ Ahasver einen Befehl zum Schutz der Juden. Sie feierten ihre Errettung und es wurde bestimmt, dieses Ereignis jährlich und für alle Zeiten zu feiern.

Zwar weist die Purimgeschichte viele Merkwürdigkeiten auf – so tauchen im Buch Ester die Begriffe Gott und Israel kein einziges Mal auf, auch ist die Heirat Ahasvers, der als persischer König Xerxes (485–465 v. Chr.) identifiziert werden kann, mit der jüdischen Ester mehr als unwahrscheinlich, ebenso dass Xerxes die Hinrichtung von Hunderten seiner Leute durch die Juden gestattete – sie ist daher kaum historisch »richtig«. Dennoch kann sie als ermutigende Beispielgeschichte des Überlebenskampfes des jüdischen Volkes verstanden werden.

Vermutlich war Purim eine Art babylonisch-persischer Neujahrskarneval, eine lautstarke fröhliche Austreibung des Winters, die die Juden aus dem babylonischen Exil mit nach Palästina gebracht haben. Darauf deutet auch, dass die beiden Namen Ester und Mordechai Ähnlichkeit mit den babylonischen Gottheiten Ishtar und Marduk aufweisen.

Der Name Purim kommt wie beschrieben von hebr. *Pur*, »Los«, daher heißt Purim auch »Fest der Lose« oder »Losfest«. Der ausgeloste Tag jedoch wurde der Tag der Errettung und wird, wie Ester und Mordechai beschlossen hatten, am 14. und 15. Adar gefeiert, zu Vollmond des Frühjahrsmonats, genau vier Wochen vor Pessach, 2009 beispielsweise am 28. Februar / 1. März.

Purim kennzeichnet sich durch fünf Gebote: Während des synagogalen Gottesdienstes am Vorabend und am Morgen des 14. Adar wird das Buch Ester gelesen; man spendet ferner an Bedürftige, so dass sie feiern können, hält nachmittags ein Festmahl ab, ist verpflichtet, fröhlich zu sein und verschenkt an mindestens zwei FreundInnen ein Speisegeschenk (*Mischloach Manot*). Insgesamt wird dadurch der Freude und Dankbarkeit über die Rettung des jüdischen Volkes Ausdruck verliehen.

Am Vortag von Purim besteht das Gebot, zu fasten. Der so genannte Ester-Fastentag, *Taanit Ester*, erinnert an das Fasten der Königin Ester, die sich dadurch auf das Gelingen ihres Rettungsplans vorbereitete. Zum nachmittäglichen Festmahl gehört große Ausgelassenheit und reichlich Weingenuß – es ist sogar erlaubt, sich zu betrinken. Man isst Hühnersuppe mit Kreplech, in Teig gebackenes Fleisch, und gebackenes süßes Gebäck, etwa die so genannten Haman-Taschen und Haman-Ohren.

Für Kinder, aber auch für Erwachsene hat die Ausgelassenheit und Lebensfreude an Purim einen besonderen Reiz, an die sich verschiedene Volksbräuche knüpfen. Während die Purim-Geschichte in der Synagoge oder im geselligen Kreis verlesen wird, erheben alle laut ihre Stimme,



*Purimfest in der
Familie Marx*

Stettin um 1924

veranstalten mit Rasseln, Klappern, auch Feuerwerkskörpern Lärm, sobald der Name Haman erwähnt wird – um ihn und die Erinnerung an ihn auszulöschen. Man führt Theaterstücke, die die Purimgeschichte thematisieren, auf, macht Umzüge und singt.

An diesem Tag, der auch als »jüdischer Karneval« gilt, werden Purimspiele und Purimbälle veranstaltet, man verkleidet sich, schlüpft in Kostüme, verbirgt sich hinter Masken, tauscht die Geschlechterrollen. In der säkularen Gesellschaft Israels wurde Purim vor allem zu einem ausgelassenen Fest der Kinder – während in orthodoxen Gemeinschaften das Lesen des Buches Ester im Zentrum des Feierns steht.

Pessach

Pessach ist eines der ältesten biblischen Feste und beginnt zur Zeit des ersten Frühlingsvollmonds, am 15. Nissan. In Israel feiert man sieben, außerhalb Israels acht Tage.

Im Zentrum steht die Erinnerung an den Auszug aus Ägypten und das Ende der Sklaverei im Jahr 1312 v. Chr. (2 Mose 12–18). Damals schickte Gott die zehn Plagen über Ägypten. Bevor er die letzte Plage, den Todesengel sandte, befahl er den Juden am 15. Nissan, alle Knaben und Männer zu beschneiden, sich für den sofortigen Aufbruch bereit zu machen, ein Lamm zu schlachten, ungesäuertes Brot zu bereiten und beides im Stehen zu verzehren und die Türpfosten mit dem Blut des Lammes zu bestreichen, damit der Todesengel an ihren Häusern vorübergehe und die Juden verschone – »Vorübergehen« heißt auf hebr. *Pessach*. Noch in der Nacht brachen die Juden auf und zogen in die Freiheit nach Kanaan. Der Bund Gottes mit dem Volk Israel war geschlossen worden.

Zur Erinnerung an den langdauernden Freiheitskampf des jüdischen Volkes gedenkt man dieser Ereignisse seit über 3300 Jahren jährlich am 15. Nissan durch das Lesen der *Pessach-Haggada* (»Pessach-Erzählung«), einer meist kunstvoll gestalteten Textsammlung der Bibelpassagen über den Exodus aus Ägypten und beendet diese Lesung mit dem Hörungsruf »Nächstes Jahr in Jerusalem!«

Pessach zählt mit Schawuot (Wochenfest) und Sukkot (Laubhüttenfest) zu den drei Wallfahrtsfesten, als man zum Tempel nach Jerusalem pilgerte und Opfer brachte. Etwa im Jahre 30 n. Chr. zog auch Jesus von Nazareth zu Pessach nach Jerusalem. Dies wurde zum Ursprung der christlichen Kartage und des Osterfestes.

Die Erfüllung bestimmter Speisegebote prägt die Tage vor Pessach, denn während der Pessachzeit ist es nicht nur streng verboten, gesäuertes Brot und jegliche gesäuerte oder fermentierte Lebensmittel zu essen, sondern auch im Haus zu verwahren. In Erinnerung an den raschen Aufbruch der Juden in jener Nacht, als sie nur einfaches Brot aus Mehl und Wasser ohne Säuerung zubereiten konnten, verzichtet man auf gesäuertes Brot und isst Mazzen (hebr. *Mazzot*), das Brot der Armut. Mazzen



Mazzot

ist ein »reines« Brot, das im Tempel geopfert wurde, da alle vergorenen, gesäuerten Lebensmittel, auch Getränke als unrein gelten.

Aus diesem Grund reinigen viele orthodoxe Familien ihre Wohnung in einem umfangreichen und sorgfältigen Frühjahrsputz: Nichts Gesäuertes, kein *Chomez* (»sauer«) darf über Pessach im Haus sein.

Zentraler Bestandteil von Pessach ist der *Seder* an den ersten beiden Abenden (in Israel nur am ersten) – ein abendliches Mahl im Kreise der Familie und FreundInnen mit rituellem Charakter, das den Auszug aus Ägypten, die neu erlangte Freiheit anschaulich vor Augen führt. *Seder* heißt »Ordnung«, da der Ablauf des Abends gemäß der Pessach-Haggada in 15 Teile geordnet ist. Dazu gehören besonders die Heiligung des Weines (*Kiddusch*), das zeremonielle Lesen und Erläutern der Geschichte und das Festessen mit *Afikoman*, einem Stück Mazzen, das Kinder gerne verstecken und erst freigeben, nachdem ihnen ein Geschenk versprochen wird – ein Brauch, um Kinder wach zu halten. Insgesamt wird viermal Wein getrunken.

Ein Gedeck mit gefülltem Weinbecher steht für den Propheten Elia bereit, den man als Boten der Ankunft des Messias und der Erlösung erwartet.

Das jüngste Kind der Tischgemeinschaft stellt die berühmte Frage »*Ma nischtana haLaila haSe ...?*« »Was unterscheidet diese Nacht von allen Nächten?« Dies ist Anlass für alle Anwesenden, die Pessachgeschichte zu erzählen.

Jede Speise auf dem gedeckten Tisch hat symbolischen Gehalt und wird in einer rituellen Zeremonie gegessen: Ein gegrillter Knochen mit wenig Fleisch zum Zeichen des Pessachlammes. Einfaches Gemüse wie Radieschen, Sellerie, Chicorée oder auch Kartoffeln, gemahnen als Früchte der Erde an die karge Sklavenmahlzeit. Ein hartgekochtes Ei zum Zeichen der Fruchtbarkeit und auch der Trauer über alles Leid während der ägyptischen Sklaverei. Ein Schüsselchen Salzwasser, in das man Gemüse

